

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 115

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Monika Littau Lesebuch

Zusammengestellt von
Marion Gay und Monika Littau
mit einem Nachwort
von
Marion Gay



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 115

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 115

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; de-
taillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleich-
tem und alterungsbeständigem Papier.

Titelfoto: privat

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Urheberrechtsnachfolgers nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2022 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1835-7
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

ÜBER SCHREITEN des Taupunkts (Lyrik 2011)	7
ÜBER MALUNGEN (Lyrik 2016-2022)	18
ÜBER WACHSEN (Kurze Prosa)	37
Paulas Grüße (2007)	37
Himmelhunger – Höllenbrot (2000)	47
All's Well! (2018)	53
Gesucht – gefunden (2012)	61
Drehbuch (2017)	70
ÜBER VERGESSEN, TOD (lyrische Prosa 2021)	76
ÜBER GESCHICHTE, GESCHICH- TEN	88
Die sehende Sintiza. Buchela Pythia von Bonn (Roman 2020)	88
Ballade von Gertrud P. und ihrer Toch- ter Franziska (Erzähllyrik 2015)	101
Die Farbe grau (Kurzprosa 1989)	106
Nachts fällt mir so viel ein (Kurzprosa 1989)	108
Winni	108
Bauern und Bombenweiber	114
ÜBER DIE WELT VON UNTEN (Lyrik und Prosa, Sri Lanka 1983)	118
ÜBER DIE RÜCKSEITE DES MONDES (Chinesische Prosaminiaturen 2019)	129
Nachwort	140
Werkverzeichnis	143
Textnachweise	147



Portrait, 1980.

ÜBER SCHREITEN DES TAUPUNKTS

die nahen bäume fliegen jetzt

durch das geräumige grau des winters
das sich festgesetzt hat
geschichte landschaft
geschichteter himmel
gespinnene leitungen
alle farbe nach innen gezogen
loriots grünblaubraungrau
ist kein witz
sondern die einstellung
eines auges
wenn licht fehlt

im ratternden rauschen
das knistern der brötchentüten
das rascheln der zeitungen
klingen rot
wie der not
umstieg von amorph zu konkret

taubengraues aufschwirren
an der grenze
wenn es innen schon hell ist

lichter

tag

eisnasen wachsen zu boden
von der himmelsscheibe
durchleuchtet die fenster des zuges
dass sich alle lungenflecken zeigen
dass das flackern durch birkenstämme
deine hand schützend zum auge treibt
wenn lichtblitze die iris irritieren
soll sie sich öffnen soll sie sich schließen
wie viel licht verträgst du auf dem weg
von a zu b von außen nach innen
von gleich zu jetzt wenn für dich gilt
die strecke planmäßig zu überwinden

großer bahnhof

quer gestreiftes grün
getriebene graurinnen
im diagonal
keine form
hat im fenster meiner augen
das nahe
weiter weg kirchtürme
fördertürme fabriken
bewegen sich langsam

ich bezwingen den zweifel

der zug ist
auf die schiene gesetzt
er rattert, er rast
er ruckelt im anhalten
wenn baum baum
strauch strauch wird
wenn der kirchturm
stehen bleibt
und regenfäden senkrecht
auf den bahnsteig prasseln
der glänzt
mein ausgerollter teppich

auf der strecke

dein hasenherz zieht dir
das zwergfell
über beide augen
klopfer
angesichts einer
vagen zukünftigkei
die das wild
erstarren lässt
im scheinwerfer
wie zur herausforderung
eines unfalls
wie zur vollstreckung
deiner gedanken
wie ein hase
der den jäger nicht braucht

unsagbar

(nach dem Besuch einer Lesung von Raoul Schrott)

gedichte
um blinde flecken
um leere stellen
um das unsagbare

als ich den text verlasse
stürzt die treppe ins nichts
stehe ich vor einer wand
vor gipfeln, die in den
stadthimmel wachsen

halt gibt das wort
dom, hauptbahnhof, gleis 10
und die stille im großraumwagen
bis zugestiegen wird
hektische gesten
flackern im augenwinkel
erschrockene kehllaute
und dann gurrts ein täubchen
schmiegt sich die taubstumme
an die schulter des mannes
schau ich
das unsagbare
jetzt

beim überschreiten des taupunkts 2

schwebend nachgeweb grau
perlenschnur in den baum gehängt
noch prickelt ein bild
aku punktur des sehnervs
mit dünnem faden bist du gebunden
das hemd auf der lehne fast transparent
niederschlag bis zum mittag
dann reißt der himmel auf
blau
bewölkt
der rasen nass bis zur nacht

der himmel taut

und tropft
und trommelt

so viel wäsche
ein ganzer waschzuber
voll

bald schon das bleichen
beflügelte betttücher
winken im garten
und sined der barde singt¹
rorate coeli, super
et nuber pluant

in seinem netz fängt er
schmetterlinge

¹ Michael Denis (Sined der Barde), Verfasser des Liedes »Tauet Himmel« (1774) und Zoologe.

ausdehnung am punkt

der versenkung
ringwellen ebben
spiegelglatt
leer
bis der wasserläufer
ins bild rutscht

am grund liegt
stein neben stein
die eintauchten
und versanken
sammeln sich
in sanften senken
schimmern
unter den langen beinen
des wasserläufers

windflüchter

das boddenrohr beugt sich
und birken taumeln
um ihre mitte
treiben lässt sich
die möwe
ohne schrei
vom bodden
zum darß
und zum meer
du träumst dir die erde
beständig
aber kein korn bleibt
hier auf dem andern
am strand
bricht ein starker stamm
knickt die kiefer
wächst endlich ein wipfel
dem schutz entgegen
windflüchter
wegweiser vom rand
kurz steht der wind
dir im rücken
landeinwärts
dann bläst vom bodden
eine brise ins gesicht

der mast malt

die krümmung der erde
in die spitze geschickt
torkelst du mit ihm
doch deine sehnsucht
geht über land

aus lehm bist du
nicht gemacht
gezeiten im brustkorb
reißen am festen
im rumpf
schwappt frühe erinnerung

nur der westwind
trägt nach osten
heißt es
und bläst dir
das haar ins gesicht
hier sind vektoren
berechenbarer räume
außer kraft gesetzt
und der horizont
krümmt sich nicht
unter deinen augen

ein traum klirrt

ein traum
klirrt
auf den kacheln
noch bevor sie
in schlaf fällt
dunkel ohne nachtfalken
grauen ohne morgendrosseln
kratzspuren vor der tür
morgens tanzen die
scherben in der küche
beschlagen die scheiben
gesenkte augen
über der zeitung
schneidet das messer
ab
und plötzlich
klingelt der löffel

ÜBER MALUNGEN

pass bild

für J. H.

sie ist eine frau mit hund
im brustkorb und zweifeln im zwerchfell
die nicht weiß, wie sie aussieht von außen
eine frau bei sich und doch immer woanders
blumen pflückt in allen gärten
kristalle am pol, passion in den tropen
sinnblumen sichelt, mimosen
heute sammelt sie körbe voll sonnen,
morgen folgt sie dem duft des flieders
hört die gesänge der mönchsgasmücke
der zirpenden zikaden und abends
bevor sie das licht löscht
legt sie sich
unter die wörter

am morgen öffnet sie tür und tor
sagt willkommen zu niemand und allem
versenkt sich ins leben, ins schreiben
ins lesen, hört den schnappschuss nicht
der nach ihr fahndet
erst später entdeckt sie das pass-
und kopfbild, ohne die tragenden schultern
en face und frei von beigaben
sieht die konzentration auf den text in den händen
die sie teilt wie das bild und bearbeitet
beschneidet, halbiert, nur noch die hälfte zeigt
des ganzen sammelsuriums
das erst zu bewusstsein kommt
im ändern

du siehst sie anders, wendest sie ins dreiviertelprofil
trägst färbe auf, gibst ihr mehr rundung
und die anmaßung der ähnlichkeit mit einer anderen
schriftstellerin, malst ein doppelporträt mit dolde und ihr
sagst: vielleicht träumt sie sich erde ins gesicht
träumt den kopf auf dem boden
und zugleich in der luftigen höhe des apfelbaums
träumt vom winterrambur mit seinen lavafrüchten
träumt sich von innen nach außen
von unten nach oben, ins leichte, luftige, körperlose
auf blühenden flügeln, entbunden, entfristet, entgrenzt
sie ist eine frau, die wissen soll
wie sie aussieht von außen und innen
da kannst du keinen unterschied machen



*Mit ihrem Portrait von Johanna Hansen, Lyrikprojekt pass
bild, 2021*

glatt und glänzend

*(zum Relief »CHEST« des englischen
Pop-Art-Künstlers Allan Jones)*

I.

glatt und glänzend, tupfen hüpfen, grün und hoffnung, fehlt ein kettchen, gold vielleicht, fehlt ein kreuz, oberhalb von grün und punkten, oberhalb vom stoff, aus dem die _ , ausgeschnitten schon genug, fehlt ein kettchen, tante thea steht am tisch, und beugt sich vor, schaufelt kuchen auf die teller, fällt der blick ins dekolleté, *sommerkleidchen leichtes, kleidchen komm und flieg davon*, sucht der blick das reizende knospenblühen

II.

glatt und glänzend, push up eines pin up ausschnitts, nipples deutlich vorgewölbt, ein geköpftes brustrelief, ein moderner torso, eine eingerumpfte frau, eine frau bizarr zerstückelt, im geschlechterkrieg, eine bottom, einer top, sie könnte ihm in die augen sehen, sie könnte ihm die begierde neiden, angst, vor der kastratenstimme, ein kurzer schritt von projektion zu provokation, *You don't know what is happening, do you, Mr.?*

III.

glatt und glänzend, eine politur für flügel, für karosserglanz, keine kratzer nirgendwo, werbung aus dem katalog, brustbild kopflos in giftgrün, pelle eines leopards, punkte von roy lichtenstein, latex für la bamba, oh la la – *pop ist populär, pop art kommt von poppen und puppen sind gebrauchartikel frauen möbel und dekor, immer das ding mit den beziehungen, den demütigungen, wirkung der warenwelt, des kapitalismus könnte man behaupten*

IV.

glatt und glänzend, perlt der blick ab von der plastik, zieht der blick aus, zieht der glanz an, hell liegt er in der vertiefung, hell liegt er in der ritze, hell liegt er auf den brüsten, mit kontur hat das nichts zu tun, nicht mit klischee, nicht karikatur, nicht ikone, **glatt und glänzend**, lack auf fiber-glas, fetisch für bakschisch, fetisch für kunst, fetisch für männer und film, wann ist der mann ein mann, wann ist kunst noch kunst

blau

für Gabriele Münter

vielleicht reicht das fremde
ein blauer berg zu fühlen
wie sie die linie parallel lässt
an ihn glaubt an sein versprechen
vielleicht hüllt der reiter sie noch
ins blau blau wie der berg
wie der staffelsee sagt gewissensehe
viel mehr als papier
und sie fragt und er sagt
ich brauch dich so du meine stütze
und sie fragt und er sagt
lass die zweifel ob ich ein tisch
und du ein stuhl
und sie fragt er verspricht
nach so vielen jahren
kommt aber nicht
kein brief und kein gar nichts
vielleicht reicht das fremde
ein blauer berg zu fühlen
die fehlende linie
die fragen die fragen

gefühl verholzt

für Sophie Taeuber

als sei das grüne gefühl verholzt
und will doch nicht brennen betäubt dich
und glimmt nur löscht aus den kreis und
das u das drei und das viereck
die horizontalen und vertikalen
und du steigst auf in den morgen
verlässt alle fluchten und gastfreundlichkeiten
die arbeit die arbeit und perlentäschchen
gewebtes gelb erdrot braun blau
dem großen DER dem großen DAS dem
sitzt du im dadakopf mehr denn je
du blühst den verlust den verlorenen alltag
wirst leichter und lichter und lächelst
vielleicht

auf dem ast

für Frida Kahlo

amsel in der blütenfülle auf dem ast
der seine richtung radikal ändert
noch ehe das wächserne fällt und
brauner matsch auf der erde
noch ehe du sie gerochen
brichst du magnolien von diesem baum
geschlossene tulpen steckst du
staffierst sie rund um die blüte des kaktus
trauergesellschaft die sich erst öffnet
wenn die kaktusblüte welkt

und nüsse

für Barbara Hepworth

Sculpture garden,
St. Ives, Cornwall

die schale gibt es und auch die nuss das
licht gibt es still auf dem glänzenden stein
den schatten der wandert in wolkschrift
und im innern die spannung gebündelt
ich nur ein drähtchen im garten am meer
die linke gibt es so wie die rechte
die linke setzt an die rechte schlägt zu
bossiert und beschleift und beschmürgelt und
die kinder muss es gegeben haben
drei nüsse und sogar vier
und dich mit fäusteln und flügeln vielleicht

Little Joan

für Joan Mitchell

*»Wenn du nur französisch
wärest, männlich und tot ...«*

sie geht sie sieht sie trinkt sie malt
musik
trägt auf und strichelt
schwingt über die leinwand
beidhändig breitspurig
überdeckt und macht unsichtbar
verkleistert und verklumpt
kratzt das leben in die farben
das gefühl einer landschaft
träufelt drippelt kalligraphiert
bis es schnurrt und fliegt
wirbelt und kreist
vibriert und strudelt
die farben sind zeichen
und fügen sich zu wörtern
Little Joan lässt sie klingen dröhnen
dass alle vaterworte verstummen
dass sie sich spürt und nichts
liebt als das malen und hört
und trinkt und gibt dem hund
wasser blau ist der himmel
blau ist der fluss blau ist Lake Michigan
blau ist das licht

schnirkelschnecke

zu Hannah Höchs »Siebenmeilenstiefel« (1934)

schnirkelschnecke gescheckt
im windungsgang steckst du und wächst
treibst lange beine aus der mündung
fliegst über dächer die kleine welt
das große grau und bleibst im gehäus
samt liebespfeil lässt nur die zwitterigen beine
bewundern in dominastiefeln
nicht daumen du reckst den großen finger
selbst selbst frau frau man man
im windungsgang steckst du und wächst

prall

für Niki de Saint Phalle

wenn sie ein dralles pralles
kind gewesen wäre
das fast die mutter zerrissen
mit zwei beinen zwei füßen
zwei armen zwei händen
zwei ohren zwei augen
einem stimmorgan
einem kräftigen körper
einem sicher gehaltenen kopf
frottee über fester haut
dem geruch reifen pfirsichs
satt und nicht süchtig
ausgetragen nicht ausgestoßen
getragen und gewiegt
kein traum und kein trauma
willkommen geheißen
wenn sie ein dralles pralles kind
gewesen wäre ein erdenkind
wohl gewollt ein kind dem man
alles zutraut ein ganzes leben und mehr
mit dem man sich zeigt
und bewundern lässt
nicht auszumalen
wenn sie auf das wenn verzichtet
das wäre gemieden
wenn sie es ist gesagt hätte
es ist gut
es ist gut wie es ist
sich nicht den weg freigeschossen hätte
sie wäre nicht
ins leben gewachsen
ins pralle leben
in die tanzende fülle

mit dieser bunten haut die immer zu eng
an der etwas abperlen kann

Rosebud

zum gleichnamigen Bild von Mary Heilmann (1983)

von der kinderschleife mit punkten
heben sich rote marienkäfer
propellerschwirren in der luft und
aus rosenknospen blättert sich rot
das fällt aus den sträußen bei nacht
kleckse gekleckse farbnasenrot
rinnsal aus offen gehaltenen wunden
die einschusslöcher im menschlichen
fleisch rot züngelt das feuer
erinnerung prasselt sie glüht

stein zeit

*Gedichtzyklus zu einer Skulptur von Nils
Udo (Auszüge)*

worüber wir hinweggehen

worüber wir hinweggehen
ist das anstehende
gehoben und ins zentrum gesetzt
ein monolith
ein meer von ablagerungen
von vulkanischen schmelzen
in muschelbrüchen eisenrot

die kuppen der finger
fühlen die härte
des eingerumpften
stressstellen verwerfungen
brüche
wo später der frost sprengt
das moos siedeln wird und
landkartenflechten aufflackern

kreisrund und verletzt

kreisrund und verletzt der kunstklötz
einstein mit prägung
mein finger folgt der spur
von anfang zu anfang

dass er auf die lichtung kam
dass er im stammgeviert steht
dass er gezeichnet ist
dankt der dem künstler
der seine welt erschuf
zeichen setzte

faustkeil

der klotz hat das zeug zum faustkeil
zur venusfigurine
könnte wie alle kunst
ewigkeit wollen
ich will immer wieder
den staub von den schuhen klopfen
die taschen leeren
und bleiben
ein glück heraufbeschwören
will steinalt werden
als fleisch und blut

das windröschen wächst

das windröschen wächst
die taubnessel wächst
der sauerklee wächst
und der fingerhut
die fichten bestreuen die wege mit flügeln
die farne öffnen die sporenkapseln
im rücken wächst mir
ein stamm in den himmel
ich crusoer verwachsen bin ich
in meinen händen das laub



Lesung mit der neu gegründeten Zeitschrift Am Erker, Ibbenbüren, 1979



Frauen schreiben, Bochum 1986



*Autorinnen und Autoren im Literaturredort Dortmund, vorn
vlnr unter anderem Gisela Koch, Thomas Kade, Kalle
Wiersch, Monika Littau, Hartmut Kasper, 1990*

ÜBER WACHSEN

Paulas Grüße

Heute schreibe ich nicht mehr zumal mit Dehnungs-h. Das habe ich gelernt, ebenso wie ich die Tatsache akzeptierte, dass gar nicht gar nicht zusammen geschrieben wird. Aber oft, wenn ich diese Worte schreibe, fällst du mir ein, weil du mich damals korrigiertest.

Du siehst, ich bin in der Vergangenheit, lasse mich auf meinem Weg auch nicht durch Floskeln aufhalten. Ich kenne deinen Widerstand. Wie lange hast du das »Deine« am Ende deiner Briefe wie zum Trotz aufrechterhalten, obwohl es bei mir schon lange gestrichen war. Grußformeln machen keine Beziehungen. Vielleicht werden wir neue finden oder sie gar nicht mehr benötigen. Wichtig ist jetzt nur, dass du gemeint bist und natürlich ich, die Mädchen, die wir damals waren.

Ich will nicht glauben, dass du sagst, vorbei ist vorbei, den Deckel fest darüber geschlossen hältst, denn ich spüre die Gänsehaut wieder und wie könntest du anders reagieren. Erinnerst du dich an das weihnachtliche Singen unseres Schulchors in den Altentagesstätten? Bei der Herbergssuche warst du immer die Maria mit deiner Sopranstimme, und ich gab meine Altstimme für den abweisenden Herbergsvater her. Damals hatte ich den Abstieg vom zweiten Sopran, du weißt, für den ersten reichte es nie, schon hinter mir. Den alten Frauen und Männern standen vor Rührung Tränen in den Augen, wenn das Programm schließlich zu Ende war. Wir Mädchen unterhielten uns auf dem Rückweg im Bus darüber, ob wir auch beim Schwimmen schwanger werden könnten, wenn da ein Junge im Wasser ... du weißt schon. Heute kommt es mir so vor, als ob du gar nicht dabei gewesen sein kannst. Du standest doch bei solchen Gesprächen immer etwas am Rande. Ob es dich

nicht interessierte oder zu banal war, habe ich nie erfahren. Auf jeden Fall musst du im Bus gewesen sein, denn du hattest ja die Maria gesungen, rein, hell und klar.

Das war deine Rolle. Ich liebte sie, war sie doch mein Widerpart, meine Ergänzung sozusagen. Ich hasste sie, weil ich nichts von ihr besaß. Wer liebt schon einen Hauseigentümer, der einer hochschwangeren Frau die Unterkunft verweigert? Zum Teufel mit der Heiligkeit. Ich klopfe heute an, tausche die Rollen. Ein Experiment, kein Spiel. Damals waren wir festgelegt. Du hast Pfefferminz-taler gegessen. Ich habe geraucht. Oft habe ich in eurem Wohnzimmer geraucht, was zwar nicht gerade erlaubt, aber doch auch nicht verboten war.

Euer Wohnzimmer. Es hat sich in mein Gedächtnis eingepreßt und Spuren hinterlassen. War bestückt mit Bücherregalen, die sich unaufdringlich neben der Zentralheizung fortsetzten, so, als seien sie ihre natürliche Verlängerung, und teilweise hinter den gleichen bespannten Rahmen wie die Heizung verschwanden. Es war eigentlich kein Zimmer, sondern bestand aus zwei Räumen, einem etwas kleineren Vorraum mit Klavier und antikem Schreibtisch sowie einem dunklen, hochglänzenden Wohnzimmerschrank im Stil der fünfziger Jahre, auf dem sich jeder Fingerabdruck unvorteilhaft abhob, und einem größeren Raum, der sich in einer Fensterfront zum Garten hin öffnete und Ort der genannten Bücherregale war.

Deine Mutter hatte zwar noch keinen Mixer, aber sie schrieb manchmal Gedichte, eine gereimte Übersetzung englischer Poesie, die du im Unterricht vorgelesen hast. Sie war eine praktische Frau, musikalisch und so weit belesen, dass sie uns pubertierenden Mädchen Anregungen gab für unsere Lektüre, die den Ausgangspunkt langer nächtlicher Gespräche bildete, wenn ich bei dir übernachtete, was umgekehrt seltener vorkam, musste ich doch mein Zimmer teilen. So konnten bei uns keine geheimen

Gespräche geführt werden, die doch den Reiz und Kern solcher Besuche bildeten.

Weißt du noch, wie wir uns Abreißkalender mit Sinnsprüchen schenkten? Ich habe einen Brief von dir gefunden, der mit deinem grässlichen Emanuel-Geibel-Gedicht beginnt: »Um keinen Preis gestehe du / der Mittelmäßigkeit was zu!« Ja, du wolltest immer eine ganz außerordentliche Freundin haben. In eurem Wohnzimmer habe ich auf jeden Fall geraucht, so als wollte ich meine Selbstständigkeit, meine Andersartigkeit dokumentieren.

Hat dein Rotstift schon das kleine »du« entdeckt? Ja, ich schreibe es klein in diesem Brief. Warum sollte ich auch das »du« groß und das »ich« klein schreiben? Immerhin schaffe ich so gleiche Voraussetzungen. Immerhin ist das kleine »du« auch ein Stück Vertrautheit, mit dem ich mir dich nicht vom Halse schaffe, sondern dich heranlasse. Ein Risiko, das ich bewusst eingehe. Mein Hals, der Ort meiner Stimme, die mir so wichtig ist, liegt für dich bloß, zum Greifen nahe. Immer habe ich mich zu Wort gemeldet, so auch heute. Immer habe ich versucht verständig zu sein, deutlich zu sprechen und doch nicht zu laut. Angemessen. Der Situation angemessen, dem Gegenstand angemessen.

Du lernst Klavierspielen und brachtest mir gerade so viel bei, dass wir den Flohwalzer vierhändig spielen konnten. Im Gegenzug zeigte ich dir ein paar Gitarrengriffe. Kleine Konzerte, zumindest Versuche hierzu, gehörten zum regelmäßigen Bestandteil eines Besuches. Wir waren eben Kulturbeutel.

Du erinnerst dich sicher, dass zum festen Repertoire etwas später auch der Versuch gehörte, sich außergewöhnlich zu schminken. Dein Gesicht war, nachdem der straffe Pferdeschwanz, deine »Stillocken«, gekürzt wurden, umrandet von kinnlangen, aschblonden Haaren, die dir manchmal etwas verwegen ins Gesicht fielen. Dein Mund war groß und von blasser Färbung, die Nase zeigte mit der Spitze

etwas aufmüpfig nach oben, und die Augen hatten in Farbe und Stellung große Ähnlichkeit mit denen deiner Katzen. Die Backenknochen traten deutlich hervor, bildeten mit dem Kinn, auf dem sich ein auffälliges Grübchen befand, ein Dreieck. Schon früh hattest du ein »kleines Schwarzes«, damals im Minilook, was du zu besonderen Anlässen, wie etwa zu unseren Theater- und Konzertbesuchen, getragen hast. Dazu selbst gemachter Silberschmuck, wie ich ihn auch besaß.

Frauen, Mädchen. Wie sie gehen. Wie sie tanzen. Tanzstunde in der Pausenhalle unserer Mädchenschule in der neunten Klasse. Jungen der Parallelschule mit ungelinkten Armen und Beinen, als gehörten sie nicht zu ihrem Körper. Du hattest eine gerade Haltung, einen straffen Körper, der zugleich geschmeidig und biegsam erschien. Wer hat das Gerücht erfunden, dass Frauen wie eine Feder tanzen? Du hattest zumindest Boden unter den Füßen. Ich denke an die Jungen von damals, an die Männer danach, die irgendwie länger ihr Jungengesicht behielten, wenn sie es nicht hinter Bärten versteckten. Wem hätte ich ein Liebesgedicht schreiben können? Ich will ehrlich bleiben. Auch das habe ich getan. Aber diese Versuche sind nicht zu vergleichen mit unseren Abreißkalendern, mit unseren Briefen. Jungen gab es wie Sand am Meer. Du warst meine einzige Freundin, ein harter Brocken.

Deine Pickel vergesse ich auch heute noch, wenn ich mich zurückerinnere, denn das Bild von dir ist das einer schicken jungen Frau, der ich nie das Wasser reichen konnte. Dein Knochenbau war kräftig, mit starken Fußknöcheln, die beim Versuch, sich rücklings anzuschleichen, die Eigenschaft hatten, dich durch ihr Knacken zu verraten. Ich habe es dir nie gesagt, ließ mir gern von dir die Augen zuhalten.

Du saßt eher als ich in der Turnstunde auf der Bank, weil du deine »Tage« hattest und klagtest über Rückenschmer-

zen. Du hattest immer Watte dabei oder richtige Wegwerfbinden, später Tampons. Ich erhielt zu meiner ersten, lang ersehnten Menses einen Stapel Stoffbinden, hergestellt aus alten unbrauchbaren Unterhemden, die in einer Plastiktüte immer wieder nach Hause gebracht werden mussten. Tampons konnte ich mir nur vom Taschengeld leisten. Tampons waren die sauberste Lösung, entschieden wir.

Ich bin in der Gegenwart, verfolge mich nicht mehr in alten Netzen. Meine Erinnerung kratzt an den Bildern, bis der Lack sich löst. Der Hochglanz wird geschliffen. War nicht schon dein Gang eine Herausforderung? Waren deine Augen nicht immer angriffslustig, als lauerten sie auf die Möglichkeit zum Sprung, zum Zufassen, wenn mir ein Fehler unterliefe?

Du warst es, die sagte, dass ich dir bereits bei der Einschulung aufgefallen sei, weil ich kleiner war als die anderen Mädchen, weil ich auffallend hängende Schultern hatte, die sich unter meiner blauen Clubjacke abzeichneten. Auf dem Hinterkopf ein krauser Pferdeschwanz, durch eine Haarspange zusammengehalten, und darüber eine weiße Schleife. Ein fast missglückter Versuch, Ordnung auf meinem Kopf herzustellen. Die hängenden Schultern sind mir bis heute geblieben. Du hast sie mit aller Schärfe schon damals gesehen.

Mein Pony über der Stirn war kaum zu bändigen, war immer schief, denn sobald das Haar nach dem Schnitt trocken wurde, zogen sich kleine Korkenzieher, wie es ihnen gefiel, nach oben, zeichneten eine zackelige schiefe Linie oberhalb der Brauen. Als meine Haare in einem wilden Entschluss unters Messer kamen, ging ich mit einer kurzen Jungenfrisur nach Hause. Du warst entzückt von diesem neuen Zuschnitt deiner Freundin, und jeder Versuch von mir, die Haare wieder wachsen zu lassen, wurde von dir argwöhnisch beobachtet und mit kritischen Bemerkungen begleitet. Vielleicht passt diese Tracht wirklich

besser zu mir. Vielleicht war ich mehr Paul als Paula, und du hast es damals bemerkt?

Jungen führte ich wie Trophäen mit mir, brachte sie in unsere Gespräche. Sie standen zwischen uns und waren doch der Beweis, dass ich Frau, dass ich schön war, dass ich weiter war, weiter als du. Aber sie kamen nicht mehr zu euch, nicht in euer Haus, nicht in das Wohnzimmer.

Wir waren gut und in der Klasse die Besten. Die Eltern schlugen meinen Wunsch, dich zu besuchen, nie ab, sondern unterstützten unsere Freundschaft. Für dich war es selbstverständlich, auf die Realschule, später das Gymnasium gehen zu dürfen. Für mich nicht. Ich hatte meine Leistungen unter Beweis zu stellen. Ich tat es, so gut ich konnte, und genoss dadurch größere Freiheiten, sowohl zu Hause als auch in der Schule.

Ich habe mir vorgenommen, dir nichts mehr auszugeben. Du bekommst nichts mehr umsonst, nichts mehr geschenkt von mir, nicht wie damals, als ich mein Taschengeld unverhältnismäßig schröpfte, um dir zu geben, weil ich glaubte, ich sei es dir schuldig. Du hattest doch genug. Du wusstest eben früher als ich, dass zumal nicht mit Dehnungs-h geschrieben wird. Noch Goethe hätte es sich aussuchen können. Wer hätte einen Makel entdeckt, wenn er ein gedehntes »E« auch mit dem entsprechenden Längenzeichen versehen hätte? Ich konnte es mir nicht aussuchen. Die Unterschiede sind komplizierter geworden, feiner. Die Rechtschreibung gab dir Recht. Nicht ohne Grund.

Auf einen kleinen Unterschied wurde ich von unserer Englischlehrerin Bobby gestoßen. Erinnerst du dich, wie Bobby das Aktiv und Passiv erklärte, indem sie vortäuschte, einer Schülerin eine Ohrfeige zu geben, sich selbst als handelnd, die Schülerin jedoch als leidend bezeichnete? Sie hatte Recht, denn viele litten unter ihr. Wer unten durch war, erhielt keine Chance mehr, nach oben

zu kommen. Uns beide hat diese anschauliche Art und Weise, das Aktiv und Passiv zu erklären, nie betroffen, sie ist mir jedoch eine unvergessliche Einführung in die Grammatik geblieben.

Damals war ich Schülersprecherin, und es ging um die neue Satzung, mit der wir uns beschäftigten, eine Verbindungssache sozusagen. Wir waren bei Punkt 5c Verbindungslehrer/Aufgaben angelangt, als sie begann abzuschweifen. Wie aufgeschlossen deine Mutter sei, und dein Vater, der Architekt, engagiert in der Elternpflegschaft. Sicher eine Familie, in der man sich wohlfühlen könne. Sicher interessante Gesprächspartner, die für meine Fragen offen seien. Vermutlich bessere Gesprächspartner als meine Eltern.

Das war ihr Aktiv. Ich fühlte es mit einem Schlag, der mich zu Boden streckte und doch ein Aufschlag hatte werden sollen. Ich lernte das Passiv fühlen. Werde es nicht mehr vergessen. Narben bleiben geflickte Wunden.

Und doch war ich auch »gebrauchpinselt«, ein Begriff, den ich von dir übernommen habe und nicht mehr abstreifen kann, veranschaulicht er doch den Reiz, das Kribbeln unterhalb der Gürtellinie. Es stellt sich dabei das Bild eurer Katzen ein, die rücklings auf dem Teppich lagen und sich in der Sonne genussvoll streicheln ließen.

Es gab also einen Unterschied. Das Bewusstsein von ihm sorgte dafür, dass meine Hirnwindungen sich hierarchisch aufeinanderlegten. Du oben, ich unten. Bis heute sind mir die Wünsche geblieben, Klavier spielen zu lernen und eine Wohnung zu beziehen, die ein Wohnzimmer mit Flügeltüren hat. Beide habe ich mir nicht erfüllt. Ich kann einfach nicht. Auch wenn wir Arm in Arm gingen, glaubten, uns könne nichts und niemand etwas anhaben, es wurde ein ewiges Ringen, ein Kampf, aus dem ich beschloss, als Siegerin hervorzugehen.

Dein Geburtstag steht nicht mehr in meinem Kalender. Trotzdem habe ich ihn behalten. Noch bin ich nicht so

alt, dass ich mich nur an das Schöne erinnern will. Noch will ich die Versatzstücke finden, die das Bild stören, die Rechtschreibung und die Imperative. Hattest du nicht die Entschlossenheit und Willenskraft zu sagen: »Du musst heute unbedingt kommen!«? Ich kam. Lange Zeit.

Und dann gab es diese unsäglichen Reihenuntersuchungen, bei denen sich herausstellte, dass drei aus der Klasse Tuberkulose hatten. Eine davon warst du. Ein Jahr lang besuchte ich dich, als dir Ruhe verordnet war, Stillstand, um dem Rückgang Einhalt zu gebieten, als du mittags auch im Winter in Decken gehüllt auf der Terrasse des Sanatoriums lagst und meine Briefe lesen konntest. Ohne dich war ich orientierungslos. Allein gelassen, liebte ich dich umso mehr. Schonung und Heilung waren dir verordnet. Für mich gab es keine Indikation, keine Medizin.

Du bist gesund geworden. Ich war müde danach. Meine Zuneigung hatte ich in die Briefe geschrieben. Deinen Imperativen wollte ich nun nichts mehr entgegensetzen. Ich verzichtete. Du kamst zurück, und ich war schon eine Klasse weiter.

Über meine unsäglichen Anstrengungen davor kann ich heute nur lächeln. Ich war gleicher als gleich. Ich deklariere nun den Gleichstand. Es ist ein Kompromiss von mir, den ich dir anbiete als Friedensschluss. Ohne Absicherung, ohne zu wissen, wo du jetzt stehst. Für mich auf jeden Fall garantiert er eine gewisse Gemütlichkeit, in der ich mich einrichte, ohne das Gefühl zu haben, du siehst mir auf die Finger. Ich gebe auf. Werde auch meine Schrift für dich nicht mehr ändern, auch wenn du die eckigen Bögen und flachen Endungen nicht leiden kannst.

Schreib mir! Besuche mich! Das sind Imperative, mit denen ich spiele, die ich übe. Nimm sie nicht ernst. Ich sage ja nicht »Du musst mir unbedingt schreiben!«, nicht wahr!

Ich versichere dir, dass es mir gut geht. Ich rauche immer
noch.
Es grüßt dich Paula.



*Beim Krisen-Schriftstellerkongress in Stuttgart zusammen
mit Josef Reding, 1988*

Himmelhunger – Höllenbrot

(...) Wende. Dreihundertfünfzig Meter. Beinschlag, Arme vor, seitlich durchziehen, Luft holen. Beinschlag, Arme vor, seitlich durchziehen, Luft holen. Ulla schwamm in einer Dampfwolke. Das Schwimmbad war seit ein paar Wochen beheizt. Morgens gehörte das Becken ihr fast allein. Die Kasse war schon mit einer Frau besetzt. Ein Bademeister war da. Sonst war das Freibad menschenleer.

Manchmal traf sie noch einen anderen Einzelkämpfer. Aber das war eher selten. Vierhundert Meter. Wende. In der Dampfwolke bekam die Welt etwas Unwirkliches. Sie schwamm unter einem Schutz wie in Watte. Beinschlag, Arme vor, seitlich durchziehen, Luft holen. Wieviele Züge brauchte sie auf einer Bahn? Sie sollte sie zählen. Dann würde die Zeit schneller vergehen.

Locker hatte Ulla die ersten sechs Kilo abgespeckt. Sie war jetzt unter fünfzig. Das war schon mal ein Erfolg. Von wegen *Ulla ist undiszipliniert. Ulla ist nicht ordentlich*. Sie würde es allen beweisen, wie diszipliniert und ordentlich sie sein konnte. Wende, fünfhundertfünfzig Meter. Seit zwei Wochen ging sie nun jeden Morgen ins Schwimmbad, denn durch die Bewegung konnte sie natürlich den Kalorienverbrauch erhöhen, den Speck wegzehren.

Der Dampf deckt mich zu. Das Wasser trägt mich. Macht mich ganz leicht. Beinschlag, Arme vor, seitlich durchziehen, Luft holen. Nicht nachlassen. Längere Züge. Da kommt schon der Beckenrand. Dann hast du sechshundert Meter. Nicht aufgeben. Weitermachen. Wende. Je besser du dich abstößt, desto mehr hast du schon wieder geschafft.

Das schien ein trüber Tag zu werden. In die Dampfdecke fielen jetzt einzelne Tropfen Regen. Sie fühlten sich kälter an als das Wasser im Becken.

Du kannst froh sein, dass du im warmen Wasser bist, Ulla. Ja, die richtige Hürde liegt erst noch vor dir: Heraus aus dem Becken an die kalte Luft, durch den Regen, durch das eiskalte Fußwasserbecken an der Dusche. Am besten, du balancierst über den Rand des Beckens. Siebenhundert Meter, Wende. Nur noch zwei Bahnen. Das schaffst du locker. Beinschlag, Arme vor, seitlich durchziehen, Luft holen.

Jetzt darfst du gleich zur Leiter schwimmen. Damit verkürzt du die Strecke etwas, vielleicht um drei Meter. Aber das ist o.k.

Ulla zögerte noch ein paar Sekunden an der Leiter. Frieren ist gut! Sie zog sich an den Holmen hoch. Der Bademeister hantierte an der Dusche des flachen Durchlaufbeckens. Ulla zog an den Beinenden des nassen Badeanzugs, damit die Schamhaare abgedeckt waren, zog am Stoff über dem Bauch, so dass es beim Zusammenziehen des synthetischen Stoffes ein platschendes Geräusch auf der Haut gab.

Ein ganz kleines bißchen Bauch hatte sie noch. Der Badeanzug war neu. Schwarz. Das machte schlank. Die anderen Badeanzüge waren ihr zu groß geworden. Der neue war vorn an der Brust geschnürt. Auch das streckte ein bisschen. Ob der Bademeister sie wohl schön fand? Der Regen trommelte auf die Badekappe. Der Mann war damit beschäftigt, den Drücker der Dusche zu reparieren.

Der Plattenboden war eiskalt. Ulla sah auf ihre Füße. Sie waren blau gefroren. Das sah nicht besonders schön aus. Aber wer sah schon auf ihre Füße! Dafür war sie jetzt schon ein bisschen annehmbarer insgesamt.

»Morgen«, grüßte sie den Bademeister.

»Na, wieder fleißig gewesen?« Zum Erröten fehlte ihr die Wärme. Keine Chance.

»Na klar«, sagte sie nur und machte todesmutig den ersten Schritt durchs Fußbecken, sprang den zweiten Schritt und auch den dritten. Jetzt war sie drüben. Sie musste laufen, damit ihr warm wurde. Sie lief, weil sie die Blicke des Bademeisters im Rücken spürte.

Einsam hingen ihre Anzihsachen auf dem Bügel. Die Schultasche stand in der Ecke auf der Erde. Morgens wurden die Sachen nicht bewacht, keine Nümmerchen ausgegeben. Seit ein paar Tagen gab es in drei Kabinen einen Strahler, damit es beim Umziehen nicht so kalt war. Ulla nahm ihren Bügel. Strahler oder nicht Strahler? Schon stand sie in der Strahlerkabine.

Du bist so schwach. Verachtenswert schwach. Du könntest mindestens fünfzig Kalorien verbrauchen durch dein Frieren in der Umkleidekabine.

Morgen. Vielleicht war sie morgen stärker. Sie würde immer stärker werden. Das war alles nur eine Frage des Willens.

*

»Was gibt's denn heute?« Ulla sah Mutter über die Schulter in den Topf auf dem Herd.

»Möhreneintopf.«

»Hast du wieder dieses fette Bauchfleisch mitgekocht!« Ulla sah zu, wie Mutter das Fleisch mit der Gabel aus dem Topf hob. Zwischen den Fleischstreifen quoll das Fett in kleinen Wülsten hervor. Ein paar Knorpel waren zu sehen. Mutter legte das Fleisch auf einen Teller und zerschnitt es. Dann holte sie aus dem Küchenschrank ein Pfännchen mit ausgelassenem Speck.

»Wenn du noch Fett dran tust, esse ich nichts!«

Ulla war wütend. Mutter wusste genau, dass sie abnehmen wollte und kochte extra diese fetten Sachen.

»Kontrollierst du mich jetzt? An Möhre Eintopf gehört ein Stuch ausgelassener Speck. Das hab ich immer so gemacht, und das werde ich deinetwegen nicht ändern.«
Mutter zog mit dem Messer eine Spur durch das braunweiße Fett mit den Speckstückchen darin,
»Tu's nicht. Sonst ess ich nichts!«
»Du glaubst doch nicht, dass du mir Vorschriften machen kannst. Ihr behandelt mich sowieso alle wie den letzten Dreck. An Möhrendurcheinander gehört Speckfett!«

Ulla brach in Tränen aus.

»Du bist gemein. Du weißt genau, dass ich abnehmen will. Du machst das extra!«

Mutter strich das Fett an der Kante des Kochtopfes ab. Es rutschte die Topfwand hinunter. Mutter rührte es mit einem Löffel unter den Eintopf.

»Glaubst du eigentlich, du könntest hier alles bestimmen?«

Auch Mutter standen die Tränen in den Augen. »Siehst schon aus wie Buttermilch und Spucke. Du brauchst auch mal was Gescheites zu essen. Nicht immer nur Knäcke-brot und Tomaten und saure Gurken. Glaubst du eigentlich, daß du jetzt schön bist, so wie du aussiehst? Ist ja nichts mehr dran an dir!«

»Du bist gemein!« Ulla lief aus der Küche, die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer. Gut. Würde sie gar nichts essen heute Mittag. Mutter wollte ihr immer ihren Willen aufzwingen. Sollte sie doch ihr Möhrengemüse alleine essen.

Ulla heulte und schniefte. Sie zog sich aus. Mutter würde sie glatt verhungern lassen, nur damit sie ihren Willen durchsetzen konnte. Aber sie aß nicht mehr alles, was man ihr vorsetzte. Sie würde auch die gehäuften Teller nicht mehr leer essen.

Sie legte sich ins Bett. Sie war k.o. Schwimmen, mit dem Rad zur Schule, sechs Stunden Unterricht, mit dem Rad nach Hause und jetzt auch noch das. In der Schule musste sie sich immer stärker konzentrieren, damit sie alles mitbekam. Auch zu Hause arbeitete sie jetzt mehr.

Eigentlich hatte sie gar keine Zeit mehr für Freunde. Und wenn schon. Sie würde noch zehn, zwanzig Pfund abnehmen. In die Schule nahm sie jetzt nur noch eine Thermoskanne Kaffee mit. Schwarz mit Süßstoff. Und auch da hatte Mutter versucht, sie zu betrügen. Unter das Kaffeepulver hatte sie Traubenzucker gemischt. Hinterhältig war sie und gemein.

Ulla stellte sich den Wecker. Eine Stunde Mittagsruhe. Sie hörte, wie nun zunächst die Etagentür ins Schloß fiel, dann die Haustür zugezogen wurde. Mutter ging weg. Wohin wollte sie bloß um diese Zeit? Sie hatte nicht gesagt, dass sie irgendetwas vorhatte.

Gut, dann war sie endlich allein im Haus. Sie stand noch einmal auf und schlich die Treppe hinunter. Ganz unten im Küchenschrank stand ein großer Gurkentopf. Ulla hob ihn auf den Tisch und schraubte den Deckel ab. Der saure Geruch schlug ihr entgegen. Da schwamm noch eine einzelne Gurke in der Lake mit Silberzwiebeln, Dill, Senfkörnern. Sie griff sie mit zwei Fingern. Mutter würde sich wieder aufregen, dass sie alle Gurken aufgegessen hatte. Die Gurke war gelbgrün und hatte eklige Noppen wie ein Frosch, fühlte sich aber nicht so glitschig an. Mit Todesverachtung biss sie hinein. Es knackte laut. Das war also ihr Mittagessen. Sie räumte das leere Glas an Ort und Stelle und huschte wieder nach oben.

Wo Mutter wohl war?

Sie konnte sich schon vorstellen, wie sie abends Anne und Vater die Szene beschrieb: »Erst macht sie Theater und

dann legt sie sich ins Bett.« Schlafen am Tag war natürlich sträflich. Tagsüber sich hinzulegen! Der Mittagsschlaf war ein Privileg des Vaters, wenn er sonntags nicht arbeitete. Nicht einmal schlafen durfte man in diesem Haus! Aber sie würde sich keine Vorschriften mehr machen lassen. Sie sollten sie doch bloß in Ruhe lassen! (...)

All's Well!

Anna hat gute Vorsätze. Sie hat beschlossen, sich ausschließlich nur noch positive Geschichten zu merken. Ihr Glas ist immer *halb voll* oder *voller als halb voll*.

Aber wie jeder Vorsatz einen Nachsatz nach sich zieht, verhält es sich auch mit den Geschichten. Es gibt gute Geschichten, die automatisch mit schlechten transportiert werden, als zöge das Angenehme das Unangenehme selbstverständlich im Schlepptau mit sich. Als seien die Geschichten miteinander verflochten, ja mehr noch verkleistert. Und das Schlechte könne durchaus nicht in Quarantäne genommen und abgetrennt werden. Ein ziemlicher Salat.

Und schließlich stellt Anna fest, dass es noch eine dritte Kategorie gibt: Das *Narrativ des Bösen* schlechthin. Geschichten mit dem Alleinstellungsmerkmal *ausschließlich schlecht*. Anna versucht sie intensiv zu vergessen, aber je mehr sie das versucht, desto stärker rücken sie ihr auf den Pelz. Deshalb ruft sie sich schnell zur Ordnung und ihren Vorsatz mit den guten Geschichten in Erinnerung.

Rundum positiv war beispielsweise die Tatsache, dass sie Anfang der 70er Jahre beginnen durfte, an der RUB zu studieren. Das war durchaus nicht selbstverständlich für ein Mädchen aus einfachen Verhältnissen. Hätte es nicht das Honnefer Modell gegeben, später das Bafög, und hätte es nicht die erste Universitätsneugründung nach dem Krieg ausgerechnet im Ruhrgebiet gegeben, wäre das nichts geworden.

Innerhalb eines Jahres – das glaubt heute keiner mehr! – setzte eine Firma aus Betonfertigteilen, die in zwei Fabriken direkt auf dem Gelände gefertigt wurden, auf einem Acker in Querenburg die sogenannte Arbeiteruniversität zusammen, eine Betondenkfabrik, die später auch als Selbstmorduni Schlagzeilen machte.

Anfang der 70er war die Arbeiteruni in den Köpfen der Erziehungsberechtigten im Pott angekommen, und Anna durfte dort mit dem Fleiß eines Aufsteigerkindes starten. Ewas früher wäre das, wie gesagt, noch gar nicht in Frage gekommen und später übrigens auch nicht. Da gab es schon wieder zu viele Privatschulen und Privatunis, wo Kohle zählte. Kurz: Das war damals Glück pur.

Schon schleicht sich allerdings in Annas Erinnerung die Hundehütte ein, die ihre Eltern für sie angemietet hatten, während sie selbst in einer Reinigungsfirma für Arbeitsbekleidung jobbte, um sich vor Studienbeginn Geld zu verdienen. Dass sie in diese Hundehütte zog, lag natürlich nur daran, dass sie nicht nach Hause pendeln wollte und auf einer eigenen Bude bestanden hatte.

Das Zimmerchen befand sich in einem Betonklotz, der aber bunt angemalt war und deshalb den schönen Namen *Allfarblori-Haus* trug. Gewöhnungsbedürftig waren in jedem Fall die Gemeinschaftsduschen – Nasszellen gab es noch nicht in den Zimmern. In ihnen stellten sich Männlein und Weiblein – die Männer waren übrigens eindeutig in der Überzahl – gemeinschaftlich unter den heißen Wasserstrahl. Wehe, da schloss einer ab. Dann kam es auf der Etage, die sich *Roter Stern* nannte, zu heißen Debatten über das *Asoziale des Privaten*. Hatte man doch eigenhändig die Trennwände aus dem Raum herausgerissen, um dem entgegenzuwirken. Mit der Zeit gewöhnte sich Anna ein bisschen, zog es aber bald vor, sich eine andere Bude zu suchen. Die Erfahrungen im *Allfarblori-Haus* kategorisiert Anna übrigens unter *nicht schlimm*, aber auch *nicht schön*. *Wasserglas halb voll*.

In die Kategorie *weder gut noch böse*, aber *verwirrend* ordnet sie die Tatsache ein, dass die grauen Betonwände der Uni über und über beklebt waren mit Plakaten, die alle Annas Aufmerksamkeit wollten: Liste 6 zum Beispiel: Für einen linken AStA, für eine kritische Wissenschaft, für

Antidiskriminierung, für Bildung für alle. Das konnte man ja eigentlich nur unterschreiben. SDS, RCDS, KPD, KPD/ML, DKP, Junge Liberale, Emma, die Basisdemokraten, die Frauengruppen und auch das Plakat »Alles, was du denkst, ist falsch« wollten Annas Aufmerksamkeit. Sie wusste gar nicht, wohin sie zuerst sehen und wie sie alle Termine unterbringen sollte. Zumindest musste sie an ihrem proletarischen Outfit arbeiten. Jeans und vielleicht ein blaues Bergmannshemd mit weißen Streifen. Einen Parka wollte sie partout nicht, auch nicht mit Pelzkapuzenrand. Alternativ war *alles in Lila* möglich. Aber in Lila wurde Frau schnell als Emanze angemacht. Das hätte sie nicht durchgestanden.

Und weil sie ja irgendwo dazugehören musste, fand sich Anna nach vier Semestern in der Fachschaft wieder, wo bei den Germanisten um Tutorien für die Masseneinführungseminare mit mehr als 200 Studenten gekämpft wurde. Sie wollte, dass die Erstsemester in kleineren Gruppen lernen konnten, hatte sie sich selbst doch zu Beginn oftmals auf die Fensterbank drücken müssen. Sie wollte den Erstsemestern helfen, auch bei der Begriffsverwirrung, in der sie sich wiederfanden. Das Thema, das sie anbot, lautete: *Methoden der Textanalyse*. Natürlich auch unter Berücksichtigung *ideologiekritischer Aspekte!* Das wurde sie nicht müde zu betonen.

Einmal in der Woche trafen sich die Studententutoren. Wenn es um die *gesellschaftlichen Verblendungszusammenhänge* ging, um die *Verhältnisse des Menschen als Warenverhältnisse, die nur die Ausbeutung des Lohnarbeiters widerspiegeln, der für die Verausgabung seiner Arbeitskraft seine Reproduktionskosten erstattet bekomme, aber um den von ihm erzeugten Mehrwert geprellt werde*, schwieg Anna. Sie wunderte sich, dass alle so genau wussten, wie es dem Arbeiter im Ruhrgebiet so ging. Da saßen ihre Kollegen, Ideologen aus Berlin und aus München, aus Heidelberg und Darmstadt an der hiesigen Arbeiteruni, hatten einen

Professor zum Vater oder zumindest einen Lehrer und erzählten, wo es für den Revierarbeiter langgehen musste. Anna ihrerseits kam aus einem katholischen Haushalt. Deshalb war es ihr bis dahin gar nicht aufgefallen, dass es sich zugleich um einen Arbeiterhaushalt handelte. Aber scheinbar hatte sie von der Lage der Arbeiter im Revier gar keine Ahnung. Dabei war sie schräg gegenüber von *Schloss Pippi* aufgewachsen, wie man einen gründerzeitlichen Arbeiter-Wohnblock nannte, und 200 Meter Luftlinie von der Kolonie.

In die Gruppe eingeführt hatte sie übrigens ein ideologiekritischer Kollege aus Bielefeld, in den sie sich verliebte. Sie las ihm die Worte von den Lippen, brauchte Stunden und viel Lektüre, um ansatzweise zu verstehen, was er hatte sagen wollen. Später war sie sich nicht mehr sicher, ob er überhaupt zu verstehen war. Sie hatten Sex. Aber das hieß natürlich nichts in dieser Zeit. Kaum erfuhr sie etwas über ihn und sein Leben. Ob er vielleicht geheime politische Order hatte? Ob er mit der RAF kollaborierte? Er war mal inhaftiert, nannte aber keine genauen Umstände. Es war alles so nebulös und frei, dass Anna spießig wurde und Schluss machte. Hatte sie doch festgestellt, dass er parallel mit einer Industriellengattin und anderen das Bett oder den Fußboden oder sonst was teilte. Eine gute Gelegenheit auch die Fachschaftsarbeit ad acta zu legen. Profilierungsneurosen und Machtgeilheit hatte sie einfach satt, ebenso wie verbale Tribunale. In der Erinnerung ordnet Anna dieses Kapitel ihres Lebens in die Kategorie: *Mittlere Geschichte mit schlechter Geschichte im Schlepptau*.

Während sie sich an ihre Vorsätze erinnert, beschließt Anna, dass jetzt ganz dringend wieder etwas Positives kommen muss! Sie will die schlechten Geschichten doch vergessen! Sofort denkt sie ans Theater, an die Zadek-Zeit, an *Othello* in der Fabrik, an Ulrich Wildgruber und Eva Mattes. Sie denkt an Rosel Zech und Hermann Lause in *Hedda Gabler* und alle genannten Schauspieler, obendrein

noch Ilse Ritter und andere im *Hamlet*. Sie denkt an Peymanns Inszenierung der *Weltverbesserer*, an den *Nathan* und die *Hermannsschlacht*.

Und dann denkt sie natürlich an Werner, der am Schauspiel Bochum gelernt hatte, und an das *Schwarze Gold*, so hatte er sein Theater genannt, wo Anna später einmal auf der Bühne stand. Sie wusste, dass sie bei politischen Diskursen nicht die Allerbeste war, aber Theater hatte sie schon in der Grundschulzeit gemacht, im Garten, mit Bühnenbildern, die auf alten Tapeten gemalt waren. Auf den Enden der Fahrkartenrollen mit dem roten Streifen in der Mitte, die sie vom Vater geschenkt bekam, hatte sie ihre Szenenanweisungen geschrieben, Theater! Eine gute Geschichte.

Werner war nicht zugezogen wie die Chefideologen in der Germanistik, sondern in Wanne-Eickel geboren. Ein richtiger Ruhrpottsohn seines Vaters Alfred, der aus Oberschlesien als Bergmann zur Arbeit ins Revier gekommen war. Anna sprach vor und durfte bei den Proben für Dario Fos *Bezahlt wird nicht* mitmachen. »Die Margherita ist die richtige Rolle für dich«, hatte Werner gegrinst. »Das meint ihr doch auch Leute, oder?«

In der ersten Szene präsentiert Antonia ihre im Laden geklauten Sachen. Sie will sie nämlich bei Margherita unterbringen, damit ihr Mann nichts vom Diebstahl bemerkt. Sie hat offenbar blind zugegriffen und sagt: »Da sieh einer an! ... Ausgewählte Hirse für Singvögel.« Und Margherita, d. h. Anna, fragt zurück: »Vögelhirse?« Jedes Mal wenn Anna »Vögelhirse« sagte, bekam Werner einen Lachanfall. Und dann kam er auf die Bühne und korrigierte ihre Haltung und sagte: »Ein bisschen ausdrucksvoller Anna! Du bist ein Hasenfuß. Geh mal raus aus deiner Haut!« Er fuhr ihr mit der Hand über den Hintern und sagte, »Stell dir nur mal vor, ich hätte Vögelhirse gefressen ...«, und dann lachte er unbändig. Das wiederholte sich regelmäßig und

machte ihr die Proben unangenehm. *Vogelhirse* hieß das, nicht *Vögelhirse*. Das wusste sie, weil sie zu Hause einen Kanarienvogel hatten. Schlechte Übersetzung von Chotjewitz, der wahrscheinlich auch nur das eine im Kopf hatte.

Und dann kam die Premiere, und Anna war fürchterlich aufgeregt. Bei *Vögelhirse* hörte sie glücklicherweise kein Lachen im Hintergrund. Und als sie nun endlich zum Schlusschor kamen und alle mit Giovanni leise im Chor sprachen: »Eine Welt, in der man wieder merkt, daß es noch einen Himmel gibt ... und Mädchen, die lachen und singen. ... Und wenn du eines Tages sterben mußt, stirbt nicht ein alter ausgepumpter Maulesel, nein, ein Mensch stirbt, ein Mensch, der frei und zufrieden gelebt hat, mit anderen freien Menschen«, brandete, während das Licht herausgezogen wurde, der Applaus auf. Das war ein Gefühl, das Anna fast die Tränen in die Augen trieb. Und als das Licht wieder reingezogen wurde, traten die Schauspieler, sich an den Händen haltend, in einer Reihe nach vorn und verbeugten sich, verbeugten sich zweimal, traten wieder zurück und verließen die Bühne, ließen sich aber noch ein weiteres Mal durch den Beifall vor den Vorhang holen. Was war das bloß für ein wunderbares Gefühl. Eine wirklich gute Geschichte, denkt Anna, wäre da nicht der Schluss. »Und wie war's?«, hatte sie Werner hinterher gefragt. »Dich«, sagte er und grinste nicht. »Dich müsste man mal so richtig durchbumsen, damit du locker wirst.«

Eindeutig ein schlechter Schluss. Aber nach dem Schluss geht das Leben ja doch immer irgendwie weiter. Anna hatte einen Job in einem anderen Theater gefunden. Und Werner hatten sie viele Jahre später verknackt. So richtig. Wegen sexueller Nötigung. Die Fernsehsender, bei denen er mittlerweile in Serien mitmachte, wollten ihn danach nicht mehr haben. Also doch eine gute Geschichte zum

Thema Gerechtigkeit irgendwie. Und mit Genuss erinnert sie sich daran, wie freundlich Werner Jahre später zu ihr war und von ihr Informationen für seinen Job bekommen wollte.

Ruhrgebietsmänner sind keine besseren Männer, denkt Anna. Aber natürlich gibt's auch viele nette, ebenso wie die vielen Blödmänner. Dabei fällt ihr dieser Bochumer Autor ein, der schon tot ist. Mit dem hat sie kurze Zeit gemeinsam in einer Zeitschriftenredaktion gesessen. Er schrieb über Musik und sie über Theater. Er rotzte jede sexuelle Regung später in seinen Romanen runter, wann er wo einen Ständer bekommen hatte. Und Anna hatte er in einem seiner Romane als Langweilerin bezeichnet. Aber wie gesagt, das ist eine andere Geschichte. Verstehen kann sie aber nicht, dass sie dem post mortem immer noch einen Preis verleihen wollten. Das rechtfertigt auch nicht das Stichwort *Pop*, findet sie.

Geschichten gibt's. Die kann man gar nicht erzählen. Und das würde Anna natürlich auch unter keinen Umständen tun. Als sie aufgefordert wurde, über den Autor etwas zu schreiben, hat sie natürlich abgelehnt. Und wenn sie tatsächlich mal einen Satz über diesen Typen verlieren sollte, dann würde sie auf keinen Fall den Klarnamen verwenden, wie er das damals getan hatte. Schließlich gibt es doch Grenzen, auch wenn es sich um Rache handelt. Und auf keinen Fall will sie es so schlecht machen wie diese Typen, denen sie damals im Kulturbereich begegnete. Wahrscheinlich kann sie es gar nicht so schlecht machen!

Wie heißt es so schön bei Shakespeare: *All's Well That Ends Well*.¹

Genau so, denkt Anna.

Künstlerdomänen, Männerdomänen in den 70ern, 80ern im Revier.

¹ Theaterstück von Shakespeare.

Am Ende hat diese Arroganz ihnen gar nichts genützt.
Denn Annas Glas ist voller als das Glas der Typen von
damals. Der meisten zumindest. Sie lebt in einer Welt, in
der man merkt, dass es einen Himmel über der Ruhr gibt.
Und manchmal auch Männer, die lachen und singen.
All's well now. That Ends Well.

Gesucht – gefunden

Ich habe mir immer eine richtige Familie gewünscht: mit Mama und Papa und einem großen Bruder, der mich beschützt. Und vielleicht noch einem kleinen, dem ich hätte sagen können, wo's lang geht.

Aber das einzige, was ich von all dem hatte, war meine Mutter. Außerdem gab es noch Onkel Heinz und vorübergehend ein Streifenhörnchen, das Onkel Heinz von einer seiner Vertreterreisen mitgebracht hatte, um Mutti eine Freude zu machen. Das war ihm voll und ganz gelungen. Zebra schaffte es dank seiner Kauwerkzeuge regelmäßig, sich aus seinem Käfig zu befreien, was zu wilden Verfolgungsjagden führte. Als das possierliche Tierchen anfing, den Wohnzimmerschrank anzunagen, musste Onkel Heinz es wieder mitnehmen und irgendjemand anderem andrehen. Als Gratisgeschenk.

Er protestierte und beteuerte, dass Zebra in Kürze Winterschlaf halten würde und daher gar keinen Ärger machen konnte. Aber meine Mutti blieb hart: »Es reicht!«, sagte sie. »Das nächste Frühjahr kommt bestimmt.«

Onkel Heinz war Vertreter in Sachen Druckkochtöpfe. Hochmoderne Geräte, die vitaminschonend Gemüse und anderes garten. Er hatte sich mit meiner Mutter selbständig gemacht: »Druckkochtöpfe Topfmann und Co.« Mutter versteckte sich hinter dem ›Co.‹, weil ihr Nachname Püttmann war und das passte nicht so gut zum Produkt. Aber irgendwann müssen alle Hausfrauen im Ruhrgebiet einen Druckkochtopf im Schrank gehabt haben. Auf jeden Fall machte die Firma pleite und damit verschwand auch Onkel Heinz aus unserem Leben.

Meine Mutter war modern, hatte stets rosa lackierte Fingernägel und ging alle zwei Wochen zum Friseur.

So modern, dass sie mir präzise Auskunft über meinen Vater gegeben hätte, war sie allerdings nicht. Ich erfuhr lediglich, dass er immer gegen die Nazis gewesen sei. Emotional hab ich mich da richtig rein gesteigert. Wenn ich in der Schule nach meinem Vater gefragt wurde, bekam ich feuchte Augen und sagte mit gedrückter Stimme, dass er Widerstandskämpfer war. Das hat immer gewirkt. Keiner hat sich getraut, genauer nachzufragen, und ich musste keine weiteren Lügen erfinden oder zugeben, dass ich unehelich war.

Mutter bekam nach der Firmenpleite mit Onkel Heinz irgendwann einen Bürojob bei Thyssen. Sie wollte, dass ich es einmal besser habe als sie, und deshalb hat sie mich aufs Gymnasium geschickt. Das war eine ihrer unbestritten guten Taten.

Ich habe erst spät geheiratet. Irgendwie sind mir die Männer immer weggelaufen. Wie meiner Mutter. Bis dann Klaus kam. Er hatte gerade einen Film über Katzen gedreht, der mir mächtig imponierte: Majestätisch schlichen die Tiere auf irgendwelchen Industriebrachen durch hoch aufgeschlagenes, wildes Gras. Das Revier wirkte wie ein Riesenschungel. Ich selbst hatte zwei Katzen, einen schwarz-weißen Straßentiger und eine weiß-braune Dame. Klaus besaß einen kleinen Panther. Irgendwann haben wir dann unsere Katzen und Möbel und alles, was wir sonst noch hatten, zusammengeschmissen. Ich war Mitte vierzig und rückte mit einem 3,5-Tonner an. Er war gerade über fünfzig und brachte seine Sachen in einem Anhänger mit. Ich arbeitete seit mehreren Jahren in einer guten Position als Kulturamtsleiterin. Er war freier Künstler. Zumindest konnte man das nach außen so kommunizieren, denn außer dem Katzenfilm hatte er künstlerisch lange nichts mehr hervorgebracht. Klaus machte auf Katzenvater und Hausmann. Und das wäre auch o.k. gewe-

sen, wenn er sich nicht nach einiger Zeit aufs Kochen spezialisiert hätte. Wochenlang bekam ich nur noch karamellierte Speisen: Möhren, Putenbrust, Zwiebeln, Hähnchengeschnetzeltes, Teltower Rübchen – alles karamellisiert. Klebrig, Fäden bildend und langweilig zog sich der Karamell durch unser Essen und den Alltag.

Ich brauchte dringend Abwechslung und startete das Projekt »Suche nach meiner Herkunftsfamilie«. Mutter war inzwischen verstorben. In ihren Hinterlassenschaften fand ich das Foto eines gut aussehenden Mannes in Anzug und Krawatte, mit tiefschwarzen Haaren, seitlich gescheitelt und mit Pomade frisiert. Geschmack hatte sie, das musste ich ihr lassen. Er schaute selbstbewusst lächelnd und stolz seine Betrachter an. Wie ein Safariheld, der seinen Fuß auf den Kopf eines erlegten Löwen stellt. Aber das war natürlich nicht zu sehen im Bild.

Noch spannender als das Bild selbst war die Rückseite. In schrägen, spitzen Buchstaben stand da: *In Liebe, Dein Anton Kowazick*.

Damit konnte ich endlich etwas anfangen, hatte einen Namen, nach dem ich suchen konnte. Als erstes bin ich tatsächlich die Opferlisten der KZ durchgegangen. Fehlanzeige. Dasselbe Resultat bei einem Internationalen Suchdienst. Schließlich wandte ich mich an einen privaten Anbieter für Suchdienste aller Art: »*Familienmitglieder, Freunde & Bekannte, Nachlass & Erben, Partner und mehr*« mit dem vertrauenerweckenden Namen »Gesucht – Gefunden«. Dank meiner unpräzisen Angaben, es war ein hoher Rechercheaufwand von Nöten, kostete mich die Aktion ordentlich Geld. Für 1.768 Euro bekam ich wieder die Auskunft, ein Anton Kowazick sei nicht zu finden. Es gebe aber in Moldawien Kowazicks. Ich beschloss, die Sache sei schon teuer genug gewesen und ging dem Hinweis nicht weiter nach.

Einer von den Fernsehleuten, mit dem ich vor Jahren beruflich Kontakt hatte, wies mich auf die Sendung »Wiedersehen macht Freude« hin. Zwar hatte ich meinen Vater noch nie gesehen, aber trotzdem kam mir das irgendwie passend vor. Ich war nicht mehr so optimistisch wie ein paar Monate zuvor, schickte aber dennoch eine Kopie des Fotos an die Sendung mit der Erklärung: »Anton Kowazick, vermutlich während der NS-Zeit umgekommen. Wer nähere Informationen über die Person besitzt, bitte bei der Tochter melden. Adresse auf Anfrage.«
Erst einmal tat sich nichts. Vier Wochen später aber kam ich von der Arbeit nach Hause und Klaus sagte, jemand hätte angerufen und gefragt, wann ich wieder da wäre. Der Mann wolle vorbeikommen. Einen Namen wusste Klaus natürlich nicht. Ich war gerade dabei, eine karamellisierte Birne zu verzehren, als es klingelte.

An der Tür stand ein gedrungener Mann um die fünfzig, Knollennase, komplett beige gekleidet in Sommerhose mit Gürtel, Sommersportjacke und kariertem Hemd. Alles im Klottenaugust-Look, Angelo L. »Tach«, sagte er. »Ich wollte doch mal wissen, wat Ihnen einfällt, mit dem Fotto von meim Vatter hausiern zu gehen. Und dann auch noch mit nem falschen Namen.«

Mein Tiger versuchte durch die Haustür zu entwischen, ich konnte ihn gerade noch packen und auf den Arm nehmen. »Kommen Sie erst einmal rein«, sagte ich zu dem Mann. »An der Tür kann man so etwas doch nicht besprechen.«

Er sah sich neugierig um, als ich ihn durch den Flur ins Wohnzimmer schob.

»Schön habt ert hier. Aber ne Unverschämtheit is dat trotzdem gewesen. Mit dem Fotto von meim Alten ins Fernsehen zu gehen. Ich hab gedacht, ich guck nich richtig, als ich dat Bild seh. Und dann noch mit nem falschen Namen.«

»Es wäre nett von Ihnen, wenn Sie sich kurz vorstellen könnten, damit ich weiß, mit wem ich spreche«, sagte ich ruhig.

»Otto Schibulski«, antwortete der Mann. »Sohn von Anton Schibulski, wat mein Vatter is. Oder war. Auf jeden Fall gib' s jede Menge Fottos mit meiner Mutter und mir und meiner Schwester Gisela. Vatter is 1950 in die Staaten gefahrn und wollte uns nachholen. Da is aber nix draus geworden. Gucken Se ma hier.«

Er griff in seine Jackentasche und holte ein paar Bilder raus: Der Mann, den ich schon kannte, mit einer blonden Frau, die eine weiße Schürze umgebunden hatte. Davor ein kleiner Junge, vermutlich Otto Schibulski, und ein tief liegender Korbkinderwagen mit Schutzblechen über den kleinen Rädern. Irgendwo unter einem dicken Kissen musste sich Ottos Schwester befinden. Im Hintergrund ein Klinkerhaus, vermutlich in einer Zechensiedlung.

»Hören Sie. Ich suche meinen Vater«, klärte ich ihn auf. »Und ich habe das Foto im Nachlass meiner Mutter gefunden. Mit einer Widmung hinten drauf: *In Liebe Dein Anton Kowazick*. Ich denke, dass ich ein Recht darauf habe, nach diesem Mann zu suchen. Und wahrscheinlich handelt es sich nur um eine große Ähnlichkeit zwischen den beiden Männern«.

Ich holte meinerseits das einzige Foto, das ich hatte, und zeigte auch die Rückseite mit der Widmung.

»Dieser Sauhund«, war der einzige Kommentar von Otto Schibulski. »Da hat der noch mit ner anderen rumgemacht. Jetzt wird mir so manches klar.«

Er begann hektisch in seiner Jackentasche zu kramen und beförderte tatsächlich das gleiche Foto heraus. Er drehte es um und da stand: *In Liebe Dein Anton*.

»Dann könn wer uns ja duzen«, sagte Otto. »Ich bin der Otto und du?«

Wir machten uns also bekannt. Otto arbeitete bei Herta. »Wenns um die Wurst geht«, grinste er. »Is doch 'n sicherer Job. Essen wolln se doch alle, wa?« Er war natürlich verheiratet und hatte schon zwei große Kinder. Ich stellte ihm Klaus vor und erzählte, dass ich Kulturamtsleiterin war. »Dat is gut«, meinte er, »dann kanns du ja mal für unsern Gesangsverein Glückauf wat springen lassen. Wir würden so gern unsere Partnerstadt Donezek besuchen, weißte.«

Irgendwann gab es ein Kaffeetrinken mit Gisela, Otto, mir und den ganzen Anhängen. Ehrlich gesagt, ich hatte mir meine Familie so nicht vorgestellt. Aber Schwamm drüber. Otto war eine treue Seele. Er meldete sich jede Woche bei mir, um zu hören, wie es mir ging und ob ich wegen Donezek schon was erreicht hatte. Zu dem Zeitpunkt hatte sich das Thema Vatersuche für mich ziemlich erledigt. Was ich wusste, war genug. Und was ich nicht wusste, wollte ich auch nicht mehr erfahren.

Für den Sommer hatten wir ein Haus in Südfrankreich gemietet, in das wir alle unsere Katzen mitnehmen konnten. Es war mir ein großes Anliegen, auch mal ein paar Wochen ohne Otto im Jahr zu haben. Ich war gerade dabei, die Koffer zu packen, als ein Wohnwagen vor unserem Haus vorfuhr. Ich dachte an nichts Böses und packte munter weiter, da klingelte es an der Tür. Als ich öffnete, stand da eine kleine dunkelhaarige Frau so um die sechzig. Neben ihr ein Mann, etwa in dem gleichen Alter, dahinter ein älterer Herr. »Guten Tag«, sagte die Frau. »Ich bin die Margaretha und das ist Krzysztof und das unser Onkel Karol.« Ich sah sie verständnislos an. »Wir wollten dich doch so gerne kennen lernen. Und da haben wir Caravan gemietet und überlegt, wir machen Überraschung.«

»Worum geht es denn eigentlich?«, fragte ich noch immer völlig verständnislos. »Wissen Sie, ich bin etwas in Eile. Wir fahren morgen in Urlaub.«

»Urlaub?« Die Frau sah mich erschrocken an. Dann übersetzte sie aufgeregt ins Polnische.

Ein heftiger Wortwechsel zwischen den Dreien. Offensichtlich bekam die Frau Anweisungen, was sie mir sagen sollte.

»Weißt du, Krzystof und ich sind Sohn und Tochter von Anton Schibulski. Also deine Geschwister. Und Onkel Karol ist Bruder von ojciec¹.«

Ich muss ziemlich dämlich ausgesehen haben, wie ich da bewegungslos stand und nicht fassen konnte, was Margaretha gerade gesagt hatte. Kurz darauf saßen wir alle nebeneinander auf der Wohnzimmercouch und sahen uns erwartungsvoll an.

Margaretha zog aus ihrer Tasche ein Päckchen. »Für dich!«, sagte sie mit leuchtenden Augen. »Was Schönes aus unserer Heimat Kolobrzeg.«

Ich nahm das Päckchen, wickelte es aus. Ein rosa Engel mit einem kleinen Mädchen davor kam zum Vorschein. Sollte ich dieses kleine Mädchen sein, oder was hatten sie sich dabei gedacht? Sie schienen intuitiv gewusst zu haben, dass ich Schutz von höherer Stelle nötig hatte.

Die polnische Verwandtschaft blieb mit ihrem Wohnwagen vor unserer Tür. Wir stornierten das Ferienhaus in Frankreich und verloren die bereits gezahlte Kautions. Otto und Gisela kamen täglich zu Besuch und lernten begeistert ihre neuen Geschwister kennen.

Meine schlagartig von null auf fünf angewachsene Verwandtschaft belagerte unser Wohnzimmer. Die Katzen verkrochen sich unter meinem Bett. Anton Schibulski

¹ Ojciec, polnischer Begriff für Vater.

alias Kowazick hatte also seinen genetischen Fingerabdruck zunächst in Polen hinterlassen. Die folgenden Abdrücke setzte er im Ruhrgebiet. Schließlich verlor sich seine Spur ins Ungewisse. Ich, so das traurige Fazit, war nur ein Fehltritt auf seinem Weg. Dankbar dachte ich an meine Mutter, die eisern über meinen Erzeuger geschwiegen hatte. Welch glückliche Kindheit!

Wir stießen auf unseren Vater an, auf das Ruhrgebiet und auf die deutsch-polnische Freundschaft. Noch nie habe ich so viel Wodka getrunken wie in dieser Zeit. Klaus kochte für uns Möhren, Putenbrust, Zwiebeln, Hähnchengeschnetzeltes, Teltower Rübchen – alles karamellisiert. Die Verwandtschaft war begeistert. Ich dagegen schob das Essen lustlos im Mund hin und her. Der Wodka bereitete mir Kopfschmerzen genauso wie die alten Kamellen der Geschwister. Sie glaubten, mir Halbweisenkind, das seinen Vater nie kennenlernte, möglichst alles über ihn erzählen zu müssen. Inmitten des Tohuwabohus in unserer Wohnung fühlte ich mich plötzlich seltsam allein.

Ich glaube, es waren die Gene meines Vaters, die sich angesichts des munteren Trüppchens in unserer Küche ihren Weg zu bahnen begannen. Auch ich hatte eine Erbschaft anzutreten! Davon war ich plötzlich vollkommen überzeugt. Mein Plan nahm Gestalt an. Vermutlich fiel es den glücklichen Geschwistern, die mit Klaus zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammengewachsen waren, erst sehr spät auf, dass ihre kleine Halbschwester am dreizehnten Besuchstag mit ihren zwei Katzen einfach verschwand.



*Förderpreisverleihung des Landes NRW '88, Düsseldorf mit
Gisela Koch, Barbara Illert, 1989*

Drehbuch

I

Dieses Gesumm mitten in der Nacht! Eine Mücke nahe an meinem Ohr! Soll ich das Licht anmachen, sie fangen? Das wird Robert wecken. Ich schleiche mich aus dem Bett, drücke den Schalter im Flur, lasse die Schlafzimmertür einen Spalt breit offen und schlüpfte wieder ins Bett. Soll das kleine Biest mich in Ruhe lassen und zum Licht fliegen! Die Decke ziehe ich über den Kopf.

Mein kariertes Kindermantel. Den hatte ich ganz vergessen. Ich mochte ihn nie. Ich mochte nie Karos. Schon gar nicht in braun. Tausend Eindrücke waren auf mich eingepresselt, als Christine gestern ihre Hände auf meinen Körper legte. Ich roch meinen alten Steiftierhund. Den Geruch kann ich gar nicht benennen, aber es war genau der Geruch, den ich aus der Kindheit kenne, den mein Hund hatte, wenn ich ihn an mich drückte, wenn er mich beschützte vor den anderen, wenn er mich zurückholte in die Wirklichkeit.

Es kam vor, dass ich in einer Seifenblase saß. Die Blase war so schalldicht, dass ich nur mich hörte. Ich konnte hören, wie ich Flöte spielte. Auch das Klavier konnte ich hören. Alles andere nicht. Manchmal hörte ich auch, wie ich sang, eine fremde Melodie, in einer fremden Sprache. Als ich am Arm gerüttelt wurde, zerplatzte die Blase.

»Mama, die soll aufhören!«, flüsterte meine Schwester. »Mama, mach, dass sie aufhört!«. Ich saß in der Straßenbahn und verstummte. Ich sah Mutter, ich sah, dass die Frau vor uns den Kopf umgewandt hatte und mich anblickte, und der Mann gegenüber starrte mich wie ein Monster an. Ich begann mich zu schämen, dass ich ein Monster war.

Das Summen hört nicht auf und macht mich ganz verrückt. Dieser kleine Blutsauger! Ich bin so wund heute Nacht, inwendig wund. Lass mich zufrieden, kleines

Biest! Am liebsten würde ich mich zu Robert herüberrollen. Aber der muss morgen früh raus.

Mutterseelenallein auf der Welt. Ich war so allein, weil ich zu Hause nicht traurig sein durfte. Ich war so allein, weil ich zu Hause nicht weinen durfte. Ich war so traurig, dass ich meinen Bruder verloren hatte. Da packte ich, als ich größer geworden war, eine Tasche und ging weg. Ich sagte nichts. Sonst hätte ich nicht gehen können. Ich sagte keinem wohin. Ich wusste selbst nicht, wohin ich ging. Ich war ins Treibholz geraten und trieb von einer Küche, in der ich eine Nacht schlafen konnte, zur nächsten. Und dann fand ich irgendwann eine Gruppe, die mich aufnahm. Ich fand Menschen, die keine Angst hatten, dass ihre Gesichtszüge entglitten. Sie trugen rot und auch ich trug rot. Und da blieb ich eine Zeit lang.

»Warum hast du denn immer nur rot an, Kind?«, fragte mich Opa. Ich war ja nur außen rot, innen fühlte ich mich manchmal blau oder gelb oder grün. Zumindest war ich nicht mehr braun kariert. Aber das alles konnte ich Opa nicht erklären. »Rot ist so schön warm, Opa«, sagte ich und versteckte meine Sannyasin-Kette unter dem Pullover, weil Mama mir das gesagt hatte.

Ich schlage mir blindlings aufs Ohr. Mücke verschwinde. Es wird langsam hell. Gott sei Dank. Jetzt müsste ich die Mücke in der Morgendämmerung sehen können. Aber ich sehe nichts.

Den Eltern war das Gesicht verrutscht. Einzelne Züge entglitten. Vater zuckte der Mundwinkel. Mutters Nase war ganz rot und aus den Augen tropfte es. Sie saßen ganz nah beieinander auf der goldfarbenen Plüschcouch unter dem Van Gogh-Bild, als müssten sie sich gegenseitig festhalten. Ich hatte das gemacht. Ich hatte sie verrückt gemacht, so dass sie jetzt seltsame Laute von sich gaben.

Ich stehe auf und gehe ins Bad und das Summen geht mit mir. Ich betrachte mich im Spiegel. Da ist keine Mücke. Aber das hohe Sirren ist trotzdem da. Langsam begreife

ich, dass dieser Ton in mir drin ist. Der Ton ist in meinem Körper. Die Mücke ist im Kopf, im Ohr und wird mich verrückt machen wie die Eltern.

»Guten Morgen«, sagt Robert. Ich gebe ihm einen Kuss auf den ungewaschenen Mund. Vielleicht ist dann alles wieder gut. Aber nichts wird gut. Es bleibt wie es ist. Auf meine Frage habe ich als Antwort einen Ton bekommen, der mich verrückt macht. Robert geht zur Arbeit, die Kinder gehen zum Bus, um zur Schule zu fahren, mein Ton bleibt.

II

Der Arzt sagt, er kann nichts feststellen. Das Ohr sei nach allen möglichen Fehlerquellen untersucht worden, aber da sei nichts. Trotzdem gibt er mir Infusionen. Vorsichtshalber. Ich hänge am Ende eines Schlauches, der zu einer Ampulle führt, die ganz langsam tropft und deren Inhalt in mich hineinläuft und mich wieder gesund machen soll. Aber tatsächlich habe ich das Gefühl, als läge ich unter einer Hochspannungsleitung. Überall, wo ich hingehe, gibt es Hochspannungsmasten. Auf der Straße, im Kaufhaus, in unserer Küche.

Ich wehre mich. Ich bin rasend. Und nachts sitze ich in einem dunklen Loch und auch in ihm summt es fortwährend. Wie soll ich von den paar Infusionen gesund werden, wenn mir zu Hause tausend Mücken wieder das Blut abzapfen?

III

Trotz so viel Strom habe ich keine Energie mehr. Mich plagen Kopfschmerzen. Auch der Kopfschmerz ist laut, lauter als mein Ohr. Mein Kopf schreit: »Das ist ungerecht!«. Seit den letzten Tagen zittern meine Beine. Ob das auch von den Geräuschen kommt, das weiß ich nicht. Es wird alles immer schlimmer. Der Kopf steht unter

Strom und mein Computer kollabiert. Dass ich noch weitere Körperteile besitze, spüre ich kaum, wenn mich das Zittern nicht an sie erinnert. Ich werde zum Totalausfall.

IV

Der Arzt hat mich krankgeschrieben. Ich liege im Bett. Nichts kann ich mit Freude tun. Ich kann gar nichts mehr tun. Robert sagt, es geht so nicht weiter. Das weiß ich auch. Aber ich weiß nicht, was ich tun soll! Ich kann ihm und den Kindern nichts geben. Sie müssen für sich selbst sorgen. Wenn ich ihm sagen könnte, wie lange das alles voraussichtlich dauern wird, wäre uns allen geholfen. Ein paar Wochen muss eine Familie ertragen können, dass die Managerin ausfällt. Aber ich weiß nichts. Nichts.

Und das macht mich noch mehr krank.

Früher habe ich Sport betrieben. Stadtmeisterin im Brustschwimmen über 100 m war ich. Was heißt hier früher? Das ist noch keine zwei Jahre her. Und ich war wirklich gut. Aber jetzt bin ich zum Nichtstun verdammt und kann es nicht verhindern, dass alle Gedanken, die ich habe, tausendmal wiederkehren.

Eine ewige Wiederholung.

V

So innig habe ich gebeten, dass alles gut wird. Stattdessen werde ich krank. »Jakob«, hat Rudolf gesagt. »Bei dem war das auch so. Er bekam seine Gelenkpfanne ausgereckt, so dass er kaum gehen konnte«. Langsam begreife ich, dass ich auf einem Weg bin, den ich weitergehen muss. Das ist ein Weg, auf dem man nicht umkehren kann, einer, wo mit jedem Schritt, den man weitergeht, der Boden hinter einem wegstürzt. Man muss noch froh sein, dass vorn kein Abgrund liegt. Aber was weiß man schon?

Ich freue mich über jeden Tag, an dem wir alle zusammen sind. So viele Hürden haben wir gemeinsam genommen. Jetzt müssen es auch Täler sein. Seitdem Robert begriffen

hat, dass ich ihm nichts geben kann, versorgt er sich selbst, ja er beginnt sich zu kümmern.

Unser Großer ist viel bei seiner Freundin und wenig zu Hause. Und der Kleine geht oft zu den Nachbarn. Er hilft Opa Heinrich im Garten und füttert die Meerschweinchen und Kaninchen.

Uns Erwachsenen zu Hause ist die Leichtigkeit abhanden gekommen.

Ich habe meine Arbeit verloren.

VI

Zum ersten Mal haben wir einen stofflichen Hintergrund entdeckt. Ich bin so froh! Bevor der Ton kam, das Summen und Flirren, hatte ich eine Brücke bekommen. Wahrscheinlich stand ich deshalb unter Strom. Wahrscheinlich hat sich da etwas Unsichtbares aufgebaut, das aber viel wirksamer ist als die Dinge, die zu sehen sind. Eine galvanische Brücke. Ich frage mich nur, warum ich so sensibel geworden bin, warum ein so starker Körper mir nichts, dir nichts kollabieren kann?

Endlich besteht die Möglichkeit etwas zu tun, an das ich meine Hoffnung knüpfen kann.

Aber ebenso gewiss, wie ich weiß, dass ich meine Stromleiter entsorgen muss, ebenso gewiss kann ich sagen, dass ich mit der Erinnerung weiter mache. Ich fahre weiter zu Christine. Ich liege auf ihrer Couch und sehe mir unter ihren Händen mein Leben an.

VII

Neuerdings gibt es Geschenke. Robert beginnt auf seine Art meinen alten Platz auszufüllen. Das gibt mir mehr Raum. »Na siehst du«, sagt Christine. Und während ihre Hände auf meinem Magen liegen, wird es still. Ein Wunder.

Wenn Robert und ich im Bett liegen, fühlt er sich anders an. Früher dachte ich immer, er will etwas von mir haben.

Dann hatte ich das Gefühl, als müsse er mir etwas geben. Und jetzt spielt das alles keine Rolle mehr. Was zwischen uns geschieht, ist anders. Es ist neu und es ist aufregend.

VIII

Wenn mein Ton summt, dann weiß ich, dass ich lebe. Ich sitze in einem Kokon wie früher in meiner Seifenblase. Ich habe mir einen großen Hund gekauft, mit dem ich spazieren gehe. Wenn er nicht herumläuft, wenn er nicht frisst, wenn er nicht im Weg steht und den Postboten oder andere, die an die Haustür kommen, anblafft, sondern tatsächlich einmal auf mich hört, dann liegt er auf dem Holzfußboden, legt seinen Kopf auf seine Pfoten und schaut mich so an, dass es gar keine Zweifel daran gibt, dass alles gut ist, so wie es ist.

Für Momente fällt mir dann ein, dass mir die wichtigsten Dinge in meinem Leben passiert sind. Meine Kinder sind mir passiert. Schon mit 21 der Große. Mehr Sicherheit, mehr Gefühl für mein Leben und das, was an Sperrgut darin herumstand, hätte ich wohl auf keine andere Art und Weise gewinnen können.

Das fällt mir für Sekunden ein und dann denke ich wieder ängstlich, dass da jemand an meinem Drehbuch schreibt und schon wieder fünf neue Seiten produziert hat, die ich noch nicht kenne. Und ich zücke einen Stift und schreibe sicherheitshalber ein paar Stichworte auf: Ich bin gerne bunt. Ich bleibe auf jeden Fall hier. Es ist überhaupt nicht schlimm, dass ich mir manchmal in den Arm zwicken muss. Ich töne innen und bald will ich auch außen tönen. Ich liebe es, wenn mein großer Hund warm auf meinen Füßen liegt.

ÜBER VERGESSEN, TOD

Sachen

Hauptsachen. Nebensachen.
Lene vergisst die Nebensachen,
die rot glühende Herdplatte,
das Unkraut im Garten,
den Knopf am Heißwasserboiler,
den beschädigten Balken im Keller.
Widerwärtige Welt,
hinterhältige Sachen
mit lauter losen Fäden,
und Dieben, die daran ziehen
und in den Keller einsteigen und ins Dach.
Diebe, die lautlos kommen,
die einfach Sachen machen.
Balken beschädigen.
Pfannen lösen.
Nachts holt Lene den Vater.
Das ist doch keine Sache für dich.
Der ist hochgeschreckt, hat Lene erkannt,
die Kleidung übergeworfen,
ist ihr nach nebenan gefolgt.
Nachts um zwei Uhr.
Und da ist nichts,
außer dem beschädigten Balken
und Lene und der Angst.
Solche Sachen eben.
Lenes Nebensachen werden Hauptsachen.
Nichts, sagt der Vater, *da war nichts*,
tippt sich an die Stirn: *Hauptsache oben Licht.*
Die Mutter nickt.

Vaterhände

Wie er versucht, mit den großen Fingerkuppen
vorsichtig etwas anzufassen,
ohne dass es Schaden nimmt.
Kleine Löffel verschwinden in seinen Händen,
unpassendes Gerät. Er greift
langsam und behutsam,
zögerlich und konzentriert,
ein Film in Zeitlupe abgespult.
Als ob er die Kraft in seinen Händen zügeln müsste.
Wenn er wollte, wenn er seinen Händen freien Lauf ließe,
könnte er auch anders. Gar nicht auszudenken,
was hätte geschehen können, wenn er richtig zufasste.
Ein ständiger Kampf mit der eigenen Kraft.

Handwerker ist er trotzdem nicht.
Er versucht sich an Reparaturen erfolglos.
In seiner Hand liegt ein Quast gut,
ein Pinsel jedoch wiegt zu leicht.
Vater streicht die Decken im Haus mit dem Quast.
Mutter passt auf, dass er vorsichtig arbeitet,
keine Spritzer macht.

In Formblätter mit dicht gesetzten Zeilen
trägt der Vater bei der Tagesabrechnung
spitze Buchstaben und Zahlen ein.
Konzentriert führt er den Kugelschreiber,
um nicht zu fest auf das Papier zu drücken.

Als Kind legst du gern deine Hand in die Pranke des Vaters.
Noch lieber magst du, wenn die Handschaufeln dich aufheben,
er dich auf den Armen trägt, ein Gefühl, als umschlössen die Hände den ganzen kleinen Körper und wärmten ihn.

Auf seinem Schoß umfasst er mit der einen Hand Brust und Bauch, die andere hält er geöffnet, bis sich die Kinderhand hineinlegt. Dann umschließt er sie vorsichtig und wippt damit im Takt eines Liedes, das er zu singen beginnt.

Fast zu groß die Hände, um den Vogelkasten im Kirschbaum vorsichtig zu öffnen.
Ein Knäuel piepender Vögelchen reißt seine Schnäbel auf.
Die Meisen haben sein Brutangebot angenommen.
Vater strahlt.

Seine Finger sind knochig und gezeichnet
von tiefen Falten und Riefen, eine Handlandschaft
mit Kerbtälchen, Bergen und goldenem Ehering.
Die zum Gebet gefalteten Hände rühren dich.
Sein Arm auf der Schulter der Mutter,
die Hand auf der Schulterrundung, muss schwer sein. Die
Mutter entwindet sich.

Mit seinen Fingerkuppen trommelt er übermütig,
manchmal ungeduldig auf die Tischplatte.
Oft sitzt er ruhig im Sessel. Die über den Plüsch strei-
chenden Hände
verraten jedoch seine Unruhe. Immer strahlen
seine Hände eine trockene Wärme aus.

Und jetzt streckt er sie dir hin, wenn er aufstehen will,
lässt sich an den Händen durchs Zimmer führen.

Mutterhände

Anders als beim Vater sind die Mutterhände geschickt,
eilig und immer in Bewegung.
Mutterhände können putzen, kochen, backen, wursten,
einkochen.
Sie können graben, säen, und ernten,
stricken, sticken und nähen.
Schmirgeln können sie und anstreichen.
Und manchmal können sie dir auch
einen Schlag in den Nacken versetzen.
Von den Mutterhänden hast du viel gelernt
für das alltägliche Leben, optimale Planung und Effektivität.
Sie hat dir die Mutterhände vererbt, die immer etwas tun
wollen.
Du lernst nach und nach, sie auch einmal in den Schoß
zu legen.

Wimmerwuchs

Besuchszeit ist Zeit für Geschichten,
für alte, bekannte Geschichten,
so oft erzählt, dass sie stimmen müssen,
dass Irrwege ausgeschlossen sind.
Wie die Geschichten über dich, die Mutter erzählt,
dass du mittags nicht schlafen wolltest,
dass du barfuß im Nachtpölderchen im Garten herum-
liefst,
dass du die Schränke mit Nivea-Creme einriebst,
alles aus purem Widerspruch, alles nur, um nicht zu schlafen
und dass sie dich festgemacht hat.

*Es hat sich verfangen, das Kind,
es hängt an dem Band, das es halten soll,
der Körper herausgearbeitet,
der Körper heruntergerutscht auf den Boden,
der Kopf hängengeblieben, dass jede Bewegung
den Hals zudrückt, es enger wird;
still halten, flach atmen, nicht weinen.
Plötzlich ein Geräusch. Es versucht den Kopf zu wenden,
keine Luft, keine Luft.
Mutter nestelt am Band, löst es,
der Kopf sinkt zum Körper auf die Erde,
atmen, Wimmern in der winzigen Brust.
Mein Gott, sagt Mutter.
Ich hätte mich ja unglücklich machen können.*

Tag und Traum

Der Vater sitzt im hohen Sessel im Wohnzimmer.

Er trägt seine Windjacke, seine Straßenschuh.

Es ist früher Morgen.

Er wollte zur Arbeit, sagt Mutter.

Seine Augen glänzen, sein Gesicht ist rot angelaufen.

Ich weiß auch nicht.

Er hustet, zieht sein Herrentaschentuch aus der Hosentasche, putzt sich umständlich die Nase, fährt sich mit dem Tuch verlegen über den Mund.

Ich dachte, ich muss mich beeilen, dass ich zur Arbeit komm.

Du legst ihm den Arm um die Schulter.

Deine Arbeit, sagst du, hast du längst getan.

Da hat er geträumt, sagt Mutter.

Ist mit dem Traum aufgestanden.

Dachte jetzt muss er los, wie früher.

Beschwerden

Du erkennst den Mutterkörper von hinten
an den schmalen Fesseln, den schönen Waden,
dem schnellen Schritt, der Einschlagfrisur.
Du kennst Details, den versehrten Daumen,
verletzt beim Schneiden der Barbarazweige.
Der Mutterkörper konnte dir Turnübungen beibringen
im Winter, konnte tanzen, hielt sich aufrecht. Immer.
Du erkennst ihn, aber kennst ihn nicht.
Körperlos ist die Mutter, Luftgängerin, zäh wie Leder,
doch auch dünnhäutig, mit Nesselfieber am Abend.
Erst mit den Beschwerden wird der Körper richtig präsent,
beginnt ein Eigenleben zu führen.
Der missachtete Mutterkörper beklagt sich.
Die Beschwerde geht mit rosigen Wangen
an den Vater und auch an dich.
Wenn ich nicht meinen Mann pflegen müsste,
sagt die Mutter, *ich ginge woanders hin.*
Dieser hohe Blutdruck, das laut pochende Herz,
die völlige Verzweiflung: *Was soll noch werden?*
In der Nacht kommt der Notarzt.
Herzinfarkt.
In der Nacht sitzt der Vater verängstigt im Bett.
Die Mutter kommt ins Krankenhaus.
Doch das Bett hütet sie nicht,
geistert über die Flure, steht im Nachthemd vor der Eingangstür,
findet sich nicht zurecht, sagt, *Nimm mich mit,*
bitte, nimm mich mit. Ich will nach Hause.

Du nimmst sie mit auf deine Verantwortung.
Schon vor Jahren hast du geträumt, dass du
die Mutter huckepack auf dem Rücken trägst.

Das Haus – Das Zuhause

Eingemauert in den Wänden
die Träume von ewiger Sicherheit,
die Träume vom Familienglück.
Die Mutter hat jeden Stein
zweimal in Händen gehalten,
der Vater hat früh um vier Uhr
vor der Arbeit den Speis angerührt,
und der Großvater hat gemauert
nach dem Plan in der Hand der Mutter.
Und jede Pfanne hat sie in Eimern nach
oben gereicht.
Mit eigenen Händen gemauert
die eigenen Wände gebaut.
Die Familie war für uns immer das Wichtigste.
Der Schöpfungsmythos unserer Familie,
und die Allgegenwärtigkeit der Mauern,
zwischen denen Dinge ihren festen Platz haben.
Hier gehen wir nicht weg, sagt Mutter.
Wir bleiben hier, sagt Vater.
Heimlich entfernst du die kleinen Teppiche,
die ein Durchkommen mit dem Stubenwagen,
der knapp durch die Türfüllung passt,
unmöglich machen.
Der Wagen schiebt den Teppichboden
zu kleinen Wellen auf, bringt die
Mutter zur Verzweiflung.
Wenn du den Vater im Rollstuhl
fahren willst, musst du die
rutschfesten Planken an die Treppenstufen
legen um heraus- und hereinkommen zu können.
Manchmal will der Vater in diesem
Krankenhaus nicht mehr sein.
Ich will nach Hause, sagt auch er.
Weißt du, ob die Mama da ist?

Weißt du, ob Stine da ist?
Stine, eine seiner vielen Schwestern.

Lumen, Heimleuchten

an der Haustür

Am Licht wird gespart,
nicht am nächtlichen Heimleuchten.
Auf die Stufen fließt Licht durch
warmgelbe Scheiben, eisern gehalten,
ein geschmiedetes Stück.
Macht es dir Angst, wenn es brennt,
wenn du ahnst, da ist Feuer
und Vorwurf im Haus?

Nicht Vergessen

*Keiner wird vergessen, sagt der Vater.
Bestimmt habe ich Fehler gemacht.
Aber ich hab es nicht böse gemeint.*
In der Nacht stürzt er.
Die Beine tragen den Körper nicht mehr.
In der Nacht wird der Vater zum Pflegefall.
Du darfst nicht aufstehen, sagst du.
Nachts vergisst er und stürzt erneut,
schlägt sich den Kopf blutig,
liegt morgens ausgekühlt auf dem Boden.
Als ihr den großen Mann zu zweit
ins Bett legen wollt, zerbricht der Lattenrost.
Alles alt und morsch.
Alles wird vergessen und keiner.
Alles sieht so aus, als wolle er nun gehen.
Der Pfarrer bringt die Kommunion.
Da fällt dem Vater ein, was er schon lange loswerden
wollte.
*Die neuen Seniorennachmittage, sagt er,
sind nur noch was für junge Leute.*
Nichts mehr für uns, bekräftigt die Mutter.



Im Rhein-Mosel-Verlag (c) Arne Houben, 2020



Zwickau Sächsische Literaturtage mit Eugen Gomringer, 2015

ÜBER GESCHICHTE, GESCHICHTEN

Die sehende Sintiza. Buchela Pythia von Bonn

1.

Am Tag, als ihr Bruder Anton stirbt, bringen zwei Schutzmänner Buchela in das Waisenhaus der Borromäerinnen, »Du bist also die Margaretha.«

Das Mädchen sieht die Oberin nicht an. Es spielt mit Fäden, die sich aus dem abgestoßenen Bündchen der roten Männerjacke gelöst haben, die es trägt.

Buchela schweigt. Dann aber schüttelt sie vorsichtig den Kopf.

»Was heißt das?«, forschte die Oberin nach.

»Margaretha ist ein guter Christenname. Hier bist du Margaretha, wie es in deiner Taufurkunde steht. Hast du gehört?«

Buchela reißt mit einem Ruck die Fäden von ihrer Jacke ab und beginnt zwischen den Fingern eine kleine Kugel daraus zu rollen.

»Gib her.« Die Oberin hält ihre Hand vor Buchela auf.

Das Mädchen reagiert nicht. Da ergreift die Schwester ihre Hand, öffnet die Finger gewaltsam und nimmt das Fadenknäuel heraus.

»Hast du gehört?«, fragt die Oberin eindringlicher.

Das Mädchen blickt weiter auf die Holzdielen, bewegt aber den Kopf ein wenig, so dass die Oberin es als Nicken nimmt.

»Dann kannst du jetzt mit Schwester Benedicta gehen. Ich hoffe, dass du dich bei uns bald einlebst und aufhörst so verstockt zu sein.«

Sie kommt also nicht zurück zu Mama und Tatta¹? Buchela blickt auf und wendet der Oberin ihr Tränen verschmiertes Gesicht zu.

Sie sieht unter den großen weißen Flügeln der Haube ein kleines, verhungertes Echsengesicht. Große Augen, eine mächtige Nase, aber einen kleinen Mund, der in einem Netz von Falten, die auf die schmalen Lippen zulaufen, gefangen ist. Ledern spannt sich die Haut über den Wangenknochen.

Ich bin nicht Margaretha, will das Mädchen sagen. *Ich bin Buchela*. Schließlich ist sie unter einer Buche geboren. Aber das kann sie der Oberin nicht erzählen, denn sie hat beschlossen, keinen Mucks zu sagen.

Jedes Mal, wenn sie in Honzrath das Lager aufschlugen, führte der Vater ihren Wohnwagen unter diese Buche. »Da siehst du«, sagte er, »die hat es gut mit dir gemeint als du geboren bist.« Sie blickte auf zum Gewölbe der Baumkronen, das sich schützend über den Rastplatz spannte. Abends, wenn sie noch nicht eingeschlafen war, hörte sie im Frühling, wie die Buche ihre Blüten auf den Wagen warf. Im Herbst klackerten Bucheckern leise. Morgens sammelte sie die Ölfrüchte. Dann wieder klatschten Regen und Wind die Zweige des Baumes auf das Dach, übersäten die Wiese mit Brennholz für die nächsten Mahlzeiten.

Allerdings hat die Matthis ihr die Geschichte etwas anders erzählt und behauptet, sie hätte ihren ersten Schrei auf dem Heu in ihrer Scheune getan. Denn ihr Geburtstag sei ein feuchter kalter Oktobertag gewesen. Aber auch diese Auskunft ändert nichts an der Tatsache, dass sie Buchela ist und bleibt.

¹ Papa.

»Dann komm. Ich zeig dir den Schlafsaal.« Schwester Benedicta führt sie quer durch die große Eingangshalle zu einer ausgetretenen steinernen Wendeltreppe. Sie steigen ins Obergeschoss.

Sie kommen zu einem Raum, in dem zwei Waschsüßeln auf einem Tisch stehen. »Wasch dir erst mal das Gesicht«, sagt die Schwester. »Ich hol dir ein Handtuch.« Sonst wäscht sich Buchela am Brunnen oder am Bach oder am Fluss. Am Brunnen nur die Hände und das Gesicht ein bisschen, wegen der Leute. Am Brunnen hat sie Angst, weil sie Gesichter drin sieht. Das schimmert so dunkel da unten. *Obengt*, der Teufel, kann sich einfach auf ihren Eimer setzen. Kaum hat sie ihn hochgezogen, fällt er vielleicht über sie her mit seinen langen Krallen und zerkratzt ihr das Gesicht. Er kann seine Nägel in ihre Kehle bohren, ihr den Hals brechen und sie rösten und auffressen.

Deshalb ist sie schon mit leerem Eimer zurückgekommen, hat sich einfach nicht getraut, ihn ins dunkle Wasser zu tauchen. Aber dann setzt es was. Manchmal hilft ihr Anton. Anton hat sie beschützt. Auch wenn sie träumt und vor sich hinmurmelt am hellen Tag und ihr die Mutter deshalb eine Ohrfeige gibt: »Dass du nur aufwachst.«

»Lass sie«, sagt Anton dann. »Lass sie, sie tut doch nichts.«

Jetzt gießt Buchela vorsichtig Wasser aus einem Krug in die abgestoßene, weiße Emailleschüssel. Es ist klar. Sie füllt ihre Hände damit, betrachtet es. Dann klatscht sie sich das Wasser ins Gesicht. Wieder und wieder taucht sie ihre Hände in die Schüssel und füllt sie. Sie kann gar nicht aufhören damit, bis Schwester Benedicta sie an der Schulter berührt und ihr ein dünnes Tuch in die Hand drückt.

»Das ist dein Haken, direkt neben der Tür. Wecken ist um fünf. Du gehst in den Waschraum und stellst dich an, damit du nicht ungewaschen zum Gottesdienst kommst. Der beginnt um halb sechs. Danach ist Frühstück und

dann gehst du in den Unterricht. Du musst den Zeitplan genau einhalten.«

Buchela sieht in das volle rote Gesicht von Schwester Benedicta. Ihr Blick bleibt an den Augen hängen, über die sich rosige Säckchen wie kleine, weiche Kissen auf die Lider herunterwölben. Buchela nickt, obwohl sie nicht weiß, was sie tun soll. Die Augen der Schwester sind freundlich, die Kissen darüber ganz weich.

Buchela kennt die Uhr nicht. Sie kennt aber Jungen, die ihr hinterher gerannt sind und Steine nach ihr warfen. Die Jungen mit Ledertaschen auf dem Rücken kamen aus der Schule. Buchela mit dem Holzbündel unterm Arm kam aus dem Wald. Die Steine haben sie nicht getroffen, weil sie laufen kann wie ein Hase und Haken schlagen. Jetzt soll auch sie in die Schule, soviel hat sie verstanden.

»Kopf nach vorn.« Schwester Benedicta zieht einen Scheitel auf der Mitte ihres Kopfes, dann noch einen links und rechts. »Hab ich's mir doch gedacht!« Sie bürstet das verfilzte Haar. Sie tut es mit Hingabe. Buchela zuckt, als der Kamm ziepend durchs Haar fährt.

»Stillhalten«, sagt die Schwester, »die Nissen müssen raus. Da sind ja richtige Nester!« Sie holt aus dem Flurschrank eine Dose und streut Pulver auf den Kopf des Kindes. Dann zieht sie noch einmal einen Strich mit dem Kamm über die Mitte, teilt das Haar in Strähnen und flicht zwei feste Zöpfe, die sie am Ende mit Spangen befestigt. Die Haut spannt auf Buchelas Kopf, als wolle man ihr das Fell abziehen.

»Das sieht doch gleich ganz anders aus!«, nickt Schwester Benedicta.

Im Schlafsaal bekommt Buchela eines der Eisenbetten, die links und rechts an den Wänden aufgereiht sind. Ihr Bett liegt ganz am Ende des Raumes. Darunter steht eine

kleine Kiste, in die sie ihre Habseligkeiten räumen soll. Aber es gibt nichts, was sie in die Kiste legen kann. Deshalb führt sie die Schwester direkt in die Kleiderkammer.

Da muss sie sich ausziehen, steht nackt neben dem Bündel Kleider, die sie am Leibe getragen hat, schlüpft in ein langes Hemd zum Überziehen, in Unterhosen, bekommt noch eine zweite Garnitur zum Wechseln. Die Schwester nimmt aus den Regalen Kleidungsstücke, legt die Hellen und Farbigen gleich wieder zurück. Die Dunklen faltet sie auseinander und überprüft nach Augenmaß die Größe.

Buchela greift nach einer roten Bluse, »Nein«, sagt Schwester Benedicta und schüttelt den Kopf. »Das passt jetzt nicht, wo doch dein Bruder gestorben ist. Gib es mir zurück.« Sie nimmt ihr das Kleidungsstück aus der Hand. Buchelas Kopf sinkt auf die Brust.

Anton. Rot war Antons Lieblingsfarbe. Immer hatte er ein rotes Tuch um den Hals gebunden.

Stattdessen erhält Buchela ein schwarzes und ein dunkelblaues Kleid, zwei dunkle Überziehschürzen, zwei Paar Strümpfe, zwei Paar Socken. »Kannst du in den Schuhen überhaupt laufen?«, will Benedicta wissen und runzelt skeptisch die Stirn. Die klobigen alten Schuhe, die von einem schmutzighellen und einem schwarzen Schnürband gehalten werden, sehen viel zu groß aus. Aber Buchela nickt heftig. »Dann behalt sie.«

Beim Herausgehen bückt sich das Mädchen nach dem ausgefransten Ärmel ihrer Männerjacke und zieht sie unter dem Haufen heraus. »Lass liegen«, sagt die Schwester. »Das muss alles verbrannt werden.«

Als Buchela kurze Zeit später das erste Mal den Esssaal betritt, sieht sie aus wie eine traurige Krähe. Die Luft im Saal riecht abgestanden und nach Kohlsuppe.

Neugierig wird die Neue beäugt, die steif neben der Nonne steht, »Das ist Margaretha«, wendet sich Schwester Benedicta an die Kinder.

»Du holst dir den Stuhl«, sagt sie zu Margaretha, »und setzt dich an den Mädchentisch!«

Während Buchela sich aus der Starre löst und den Stuhl herbeischafft, hört sie Flüstern und Kichern.

»Getuschelt wird nicht!«

Schwester Benedictas Stimme klingt scharf wie ein Küchenmesser.

Zögerlich schieben die Mädchen ihre Stühle näher zusammen. Scharren, Schieben, bis der Stuhl endlich am Tisch steht und Buchela sich setzen kann. Dann wird es still.

»Aller Augen warten auf dich und du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit.« Buchela presst die Handflächen gegeneinander wie die anderen, hält den Mund aber fest geschlossen.

»Du öffnest deine Hand und sättigst alles, was lebt, nach deinem Gefallen.«

Das größte Mädchen erhebt sich, beginnt das Essen aus dem Topf in die Teller zu schöpfen. Dampfende Suppe. Daneben die Hände bewegungslos auf der Tischplatte. Scheppern vom Jungentisch, wo noch Teller angereicht werden. Schließlich wieder vollkommene Stille. Buchela blickt in Gesichter mit gesenkten Augen.

»Guten Appetit!« Die feste Stimme von Schwester Benedicta hinter Buchelas Rücken,

»Guten Appetit!« Ein Stimmenchor, dann Löffelgeklapper.

Keines der Mädchen hat so schwarze Haare wie Buchela. Und die Haut der anderen ist hell, nicht so braun gebacken, wie die schöne Farbe der Sinti. Begierig blickt Buchela beim Löffeln ihrer Kohlsuppe auf die hellen Schürzen der anderen.

Sie hört das Klacken und Schrappen der Löffel, sonst nichts. Dass sie nicht sprechen will, kann keiner bemerken, da alle beim Essen schweigen.

Ein heftiger Tritt trifft sie am Bein. Die Suppe platscht vom Löffel auf den Teller und spritzt auf ihre Schürze. Sie wischt mit der Hand über den Stoff. Dann tritt sie kräftig zurück.

2.

Nachts liegt sie wach in ihrem Bett. Sie hat Angst, dass die Decke auf ihren Kopf fallen kann. Unter Steinen wird man begraben, wenn man gestorben ist, damit man nicht wiederkommt und die Lebenden in Ruhe lässt. Noch nie hat sie in einem solchen Raum geschlafen. Vielleicht ist sie bald tot. So tot wie Anton. Aber auf ihrem Körper werden anders als beim Bruder dicke Gesteinsbrocken liegen.

Das Stroh knistert, wenn sie sich von der einen auf die andere Seite dreht. Sie hört das Atmen der anderen Mädchen, während sie wach da liegt. Sie sehnt sich nach der Enge des Wohnwagens, in dem sie mit den Eltern und den Geschwistern schläft. Das laute Weinen ihrer Mama verfolgt sie und die Augen von Tatta, aus denen Tränen tropfen. Er wischt sich mit dem Handrücken die Nase. Und dann sind da diese Männer in Uniform. Sie klettern in den Wohnwagen. Eilig kommen sie wieder heraus und stürzen sich auf den Vater. Aber der weiß sich zu entwinden und rennt in den Wald. Die Männer setzen hinterher.

Die Uniformierten kommen zurück ohne Tatta. Sie zerrren nun die Mutter zum Wagen und schieben sie neben den Kutscher auf den Bock. Die heulenden Kinder müssen hinten aufsitzen. Der Wagen rumpelt über die Landstraße zum nächsten Ort. Da hält er, und die Männer bedeuten der Mutter vom Bock zu steigen. Sie weint und flucht abwechselnd. Aber der eine Mann mit Uniform

hält der Frau einen Karabiner vor die Brust, dass sie keine Wahl hat und sich unter lautem Klagen dann doch in das Haus begibt. Der andere Polizist hält die Kinder, die der Mutter nachdrängen wollen, mit einem quer gehaltenen Gewehr zurück. Je Mama, was machen wir jetzt? Buchela beißt dem Mann in die Hand, so dass er aufschreit. Er schlägt ihr ins Gesicht. Sie taumelt zurück und landet auf dem Boden des Wagens.

Der Kutscher treibt die Pferde an.

Zuerst reißen sie ihr Engelsüßchen aus den Armen. Engelsüßchen, die Kleine, die nur Buchela beruhigen kann. Wie oft hat sie ihr nachts den Finger in den Mund gesteckt und sie nuckeln lassen und ein Lied gesummt, damit sie sich beruhigt. Und tags ist sie mit Engelsüßchen auf dem Arm zu den Häusern der Gadsche gegangen und hat ihnen ihre leere Hand hingestreckt.

Dann ziehen sie Dotla von ihr weg. Die klammert sich mit aller Macht an Buchelas Rock, so dass er einreißt. Aber genutzt hat es nichts. Dotla verschwindet hinter einer großen Holztür. Rafflo kommt als nächstes dran. Der versucht, es dem Vater nachzumachen und wegzurennen. Aber seine Beine sind noch nicht lang genug, er kann den Männern nicht entkommen. Sie sind schneller und fangen ihn ein. Zum Schluss bringen die Uniformierten Buchela an die Pforte der Borromäerinnen.

Frühmorgens wird sie an den Armen geschüttelt und hört den Namen »Margaretha«. Wer sollte das sein? Noch fester zerrt jemand an ihr und reißt sie aus dem Schlaf. Um sie herum lauter Gesichter.

»Sie hat geschrien.«

»Als ob sie abgestochen würde.«

»Ihr geht sofort wieder ins Bett und schlaft weiter. Ich will nichts mehr hören.«

Die Gesichter verschwinden. Buchela spürt eine kühlende Hand auf ihrer Stirn. Sie wird auf den Arm genommen. Sie fühlt sich leicht wie ein Vögelchen. Sie ist ein Vögelchen, das nach Hause fliegen will.
(...)

38.
Es ist für sie leicht zu sagen, was sie noch hat. Wen es noch gibt. Wer noch übrig ist. Ganz leicht kann sie sie aufzählen. In nur ein paar Worten geht das: Engels süßchen, Dotla, Rafflo. Und Princo, Dotlas Sohn.
Das sind alle.

Mama haben sie geschnappt. Bei Lyon.
Dauernd sieht Buchela Bilder von einem Lastwagen, der durch das Land rumpelt. Von Eisenbahnwaggons, vollgepfert mit Menschen. Und mittendrin Josele, der nur auf die Hintern und Beine der Leute schauen kann, weil sie alle stehen und er noch so klein ist. Und natürlich sieht er auf den Boden mit dem bisschen Stroh, von dem es bestialisch stinkt.
Mama schafft Platz mit dem Ellenbogen, Platz für sich und Maria. Aber wie lange hat sie das geschafft? Wie lange konnte sie die Kleine überhaupt auf dem Arm halten. Schwach war Mama schon in Köln. Auf jeden Fall nicht stark genug für so eine schreckliche Reise. Der am Ende sowieso niemand gewachsen war.

Den Mädchen macht sie keine Vorwürfe, die waren Organisieren und hatten zum Glück Princo mitgenommen. Aber Rafflo. Sicher, sie ist froh, dass er frei kam aus der Haft, sich nach Aachen durchschlagen konnte und mit nach Frankreich ging. Durch ihn hat sie überhaupt erfahren, was geschehen ist. Länger hätte sie die Ungewissheit auch kaum ertragen. Aber die Gewissheit erträgt sie auch

nicht. Sie macht ihm keine Vorwürfe, aber hätte er nicht aufpassen müssen auf die Kinder und Mama?

Wen sie alles nicht hat. Das ist eine lange Litanei: Anton, den Bruder, hat sie schon lange nicht mehr. Der Vater 17 bei Cambrai zerschossen. Mama. Josele. Maria in Auschwitz gequält. Wie sie starben, weiß sie nicht. Will sie sich auch nicht vorstellen. Heinrich, ihr Mann, am Ende gefallen, wie man sagt. Lungenentzündung als Kriegsfolge. Und Mutter Goussanthier erschlagen von einer einstürzenden Mauer.

Sie waren in ihrer kleinen Familie mal sieben. Zusammen mit den Kindern zehn und mit den Goussanthiers zwölf. Und jetzt sind sie noch fünf. Das ist weniger als die Hälfte. Und bei der Rechnung der Toten hat sie ihren Kleinen, der nicht leben konnte, gar nicht mitgezählt.

Alle gestorben. Ganz unnatürlich. Und das ist nicht gerecht. Das ist ein Betrug an ihr und an den Sinti. Auch wenn jetzt der Krieg zu Ende ist, der Hitler tot und alles besser anfangen soll. Man hat ihnen die Zukunft genommen. Und das ist das Schlimmste.

Rafflo ist nach Frankreich. Ins Elsass. Schließlich ist er da geboren worden, sagt er. Das ist seine Heimat. Eine deutsche Heimat hat er nicht mehr. Außerdem hat er es wohl nicht mehr ausgehalten bei Buchela. Nie hat sie was gesagt. Aber die Frage konnte man spüren. Warum er zurückgekommen ist und Mama und die Kinder nicht? Und dann noch Anna, seine erste Frau. Anna ist auch nicht zurückgekommen. Also noch einer mehr bei denen, die es nicht mehr gibt.

Engelsüßchen hat sich in den Kopf gesetzt, nach Amerika zu gehen. Sie will zu denen, die die Zigeuner befreit ha-

ben, sagt sie. Tatsächlich hat sie sich aber in einen GI verliebt, der sie Antony nennt. Und der hat ihr versprochen, sie mitzunehmen nach Amerika, wenn er hier weg kann. Wenn Rafflo hier wäre, würde es ein Riesentheater geben. Eine Sintiza, die keinen Sinto will! Umgekehrt ist das schon vorgekommen, dass ein Sinto eine Gadsche nahm. Aber für Frauen sind die Spielregeln immer noch anders. Davon ist Rafflo überzeugt.

Was Dotla mit Princo in Berlin sucht, kann Buchela nicht verstehen. Aber Dotla hat versprochen, sie bald wieder zu besuchen.

Frauen kommen zu ihr in die Baracke. Jede will wissen, was mit ihrem Mann ist? Was mit dem Sohn? Was mit den Geflüchteten? Buchela sieht ihnen in die Augen. Sie blickt auf die Fotos, die sie mitbringen. Sie legt ihre Hand an die Schläfe. Sie wendet den Blick nach innen. Ja, er kommt. Er ist noch gefangen in Russland, in England, in Belgien, in Frankreich, in Amerika, am Rhein. Er überlebt. Und er wird kommen, bestimmt. Wenn sie das Gegenteil sieht, zuckt sie mit den Schultern und sagt, dass sie nichts sehen kann zu dieser Person. Aber zu einer anderen und entlässt die Frau mit einer guten Nachricht über den Onkel oder den Neffen oder die Großmutter oder sonst wen. Sie kann das nicht. Sie kann nicht sagen, wenn einer nicht mehr kommt. So viele Tote hat sie noch nie gesehen. Die Mule¹ gehen um. Aber die Gestorbenen sind trotzdem erlöst irgendwie, während hier unten alle weiter machen mit dem Leben und mit dem Schmerz.

Alle sind umgeben von Toten. Deshalb darf sie sich eigentlich gar nicht beklagen. Aber es nutzt nichts, sich das vorzureden. Tot ist zwar tot, aber Mama, Josele, Maria

¹ Mulo: in der Vorstellung der Sinti und Roma Untoter, Toter, der nicht zur Ruhe kommt.

und Anna sind so unschuldig gestorben, wie gar kein Soldat hat sterben können.
Das ist ganz etwas anderes.

Sie blickt auf den Altar, der auf ihrer Kiste unterm Fenster steht. Bei ihr ist immer Weihnachten, Ostern und Marienzeit. Sie lässt ihn aufgeklappt wie an diesen Festtagen, damit sie den Auferstandenen sehen kann, der wie die Sonne selbst leichtfüßig und doch fest am Horizont aufzugehen scheint. Seine Augen sitzen wie Knöpfe im strahlenden Licht. Die Konturen, der Umriss der Haare verschwinden darin. Um seine Erscheinung spannt sich kreisrund ein Kosmos von Helligkeit, die in einen türkisfarbenen Ring übergeht, einem Firmament mit Sternen besetzt. Selbst die Wundmale Cretschumos scheinen zu strahlen und er hält seine Hände beschwörend nach außen gewendet so, dass alle sie betrachten können. So möchte sie sich auch die Ihren vorstellen. Josele, ein Lichtjunge. Maria wie das Jesuskind in der Mitte des Altars. Anna hält die Kleine auf dem Arm.

Nur einmal hat sie beim Altar die anderen Bemalungen betrachtet. Den Antonius, der von fürchterlichen Dämonen getreten, gebissen und gekratzt wird. Gehörnte Wesen, Greifvögel, Reptilien mit Stöcken, mit Krallen, mit spitzen Zähnen und Schnäbeln. Und ganz unten im Bild liegt ein Wesen mit aufgeblähtem, grünem Bauch, dessen Haut von Pusteln und Wunden überzogen ist. Der hat das Antoniusfeuer.

Nein, Dämonen hat sie genug gehabt in den vergangenen Jahren. Und auch den Gekreuzigten mag sie nicht sehen. Nur das, was ihr Hoffnung gibt: die Verkündigung Gambli Dajs, die Geburt von Cretschumo Jesus und seine Himmelfahrt.

Den Altar hat ihr der Vogelmann mitgebracht. Er macht ihr manchmal Geschenke. Der Altar kommt aus Colmar, sagt er, und da steht er riesengroß in einer Halle ausgestellt. Und das hier ist nur eine kleine Nachbildung. Aber trotzdem ist alles drin, das ganze Leben.

Sie versenkt sich in das Bild von Cretschumo-Jesus. Sie schließt die Augen und das Bild breitet sich in ihr aus, dass es innen wird und warm. Der Atem weitet sich. (...)

Ballade von Gertrud P.
und ihrer Tochter Franziska

Frau Gertrud P. will ich vorstellen
mit straffem Knoten in blauer Schürze
und Sie erfahren schon in Kürze
was ihr geschah mit höhren Stellen

*Doch haben Sie noch ein bisschen Geduld, bis es um die
Obrigkeit geht. Denn auch die Menschen haben ein Recht!*

Sie war eine Bäurin auf eigenem Land
als fleißige Frau hat man sie gekannt
ich kann das beschwören ich bin ja ihr Enkel
und seh sie noch heut die Hand am Henkel
des Marktkorbs den sie nach Dorsten trug

*Das waren viele Kilometer. Alles für ein paar Pfennige, die
sie für die Hühnereier bekam.*

Hart war sie vom Leben und stur im Wollen
im Glauben und Wissen was Menschen sollen
die Kinder von sieben noch fünf geblieben
als die Nazis ihr vierunddreißig schrieben
Franziska die etwas zurückgeblieben
müsse zum Amtsarzt in die Stadt

*Franziska war zur Schule gegangen. Sie konnte sogar we-
nige Worte schreiben.*

P. steckte den Brief in den Ofen ins Feuer
»Für so etwas zahlt unsereins auch noch Steuer!
Das gibt es nicht so lange ich leb!«
Sie legte die Hand auf das Kleidergeweb
und schlug ein Kreuz darüber

*Wer meldete Zissi? Der Lehrer? Der Ortsgruppenleiter? Die
Nachbarn?*

Versuchen uns einen Reim drauf zu machen.

Doch bald kam schon das zweite Schreiben
klar war sie kann es nicht vermeiden
zu kümmern sich um diese Sache
denn vom Gesetz her überwache
die Durchführung der Bürgermeister

Und mit ihm die Polizei als Organ der Exekutive

Nicht nur von dort drohte Gefahr
bald wurde sie des Wegs gewahr
der weiter führte zum Gericht
und fände sie die Lösung nicht
müsste Franziska ins Krankenhaus

*In eines der Knappschaftskrankenhäuser: Recklinghausen,
Bottrop, Essen
oder ins Bergmannsheil nach Gelsenkirchen-Buer*

Und beten allein würde diesmal nicht reichen
der Unfruchtbarmachung auszuweichen
so ging sie zum Ortsgruppenleiter
vielleicht wusste der wie weiter
als Rotzlöffel hatte sie den schon gekannt

*Außerdem kam er immer zu ihrem Mann, wenn er Schwie-
rigkeiten mit seinem Ofen hatte. Aber ob nicht doch der
Ortsgruppenleiter?*

Egal
der Ortsgruppenleiter der kannte Franziska
die harmlose Zissi und ihre Geschwister
tatsächlich konnte der Mann P. raten

zu Franziskanern moderaten
ins Pflegeheim Sankt Bernardin am Niederrhein soll
Zissi

*Seit 1882 war das die älteste Wohneinrichtung für geistig
behinderte Frauen der Region.*

In die Obhut der Nonnen der christlichen Liebe
wegsperrten Franziska damit unterbliebe
ein Erbgesundheitsgerichtsbeschluss
ein Eingriff in den Uterus
auf jeden Fall weg von Männern

*Die Schwestern versprachen P. in die Hand, dass sie auf das
Mädchen aufpassen.*

Den dritten Brief brachte der Ortspolizist
und sagte dass seine Anweisung ist
Franziska und ihre Mutter Frau P.
nach Gladbeck zu bringen damit man dort seh
was weiter geschehen müsse

»Anweisung ist Anweisung, gute Frau!«

*»Meine Tochter Franziska ist nicht mehr da!«
machte die P. dem Polizist klar
»Und wenn Sie mich mitnehmen wollen,
dann reden Sie nicht so geschwollen.
aber die Fahrkarte zahle ich nicht!«*

*Natürlich kannte die P. auch den Polizisten, der sie nun im
schwarzen Sonntagsmantel mit auf die ungewollte Reise
nahm.*

In Gladbeck macht sie dem Kreisarzt deutlich
sie findet dies Vorgehen ganz abscheulich

als Christin sage sie deutlich nein
zu menschenverachtender Körperpein
zum Eingriff ins Werk ihres Schöpfers

»Da hat auch ein Kreisarzt kein Recht, auch wenn er Medizinalrat ist!«

Die Zissi sei nun im Kloster bei Schwestern
der Kreisarzt soll seinen Gott nicht lästern
das Mädchen erblickte zu früh die Welt
weshalb sie der Staat nun für schwachsinnig hält
aber richtigen Schwachsinn machen ganz andere

»Artgemäße Erb- und Rassepflege! Mit Vieh kenne ich mich aus. Aber auch mit Menschen!«

Der Kreisarzt war früher mal Ministrant
spielt hier keine Rolle er war auch Pedant
und deshalb schreibt er nach seinem Ermessen
an das Erbgesundheitsgericht in Essen
Franziska P. falle nicht mehr in seine Zuständigkeit

Außerdem sei sie ja eingeliefert. Und da könne man immer noch ...

Dann hieß es die Kranken in Sonsbeck Kapellen
werden untergebracht an anderen Stellen
der Ortsgruppenleiter gab P. bescheid
»Holt Zissi da weg, noch ist etwas Zeit.«
da gabs keinen Aufschub in dieser Nacht

*Schlechtes Gewissen oder Menschenliebe?
Gertrud P. hat Zissi nach Hause gebracht, versteckt auf dem Dachboden.*

Man hat in mancher Predigt gehört
der Tod für Menschen die geistesgestört
sei eindeutig gegen das fünfte Gebot
und bringe jedes Gewissen in Not
nur Menschenverachtung und ein Despot
könnten skrupellos morden

*Franziska wurde zur Haushaltshilfe deklariert. Sie arbeitete
fortan in einer kirchlichen Einrichtung in Freckenhorst.
Wahrscheinlich hatte man in ihre Akte nicht das rote Kreuz
gesetzt.*

Nach Hause kam Zissi 45 im Mai
siebzigtausend Tote T4¹ vorbei
und trotzdem war da noch was in den Köpfen
Getrud P. tat sich manche von denen vorknöpfen
die dem Mädchen komisch kamen

Und noch heute gucken die Leute ...

Sie war eine Bäurin auf eigenem Land
als fleißige Frau hat man sie gekannt
ich kann das beschwören ich bin ja ihr Enkel
und seh sie noch heut die Hand am Henkel
des Marktkorbs den sie nach Dorsten trug

Meine Großmutter war oft streng und hart
heut wünsch ich mir mehr ihrer Wesensart

¹ Als Aktion T4 bezeichnete man die systematische Ermordung von circa 70.000 Menschen mit geistiger und körperlicher Behinderung in der Zeit des Nationalsozialismus. T4 ist die Abkürzung für die zuständige Zentralstelle in Berlin, Tiergartenstr. 4.

Die Farbe grau

Die Oberfläche entwickelt. Einzelheiten belichtet. Grautöne auf dem Film. Kein kräftiges Schwarz. Kein Weiß. Keine Farben. Alltag. Zwischen Schutt und Steinen muß doch Löwenzahn geblüht haben. Gelb. Sonnengelb. Anspruchslos, aber hartnäckig. Graue Zeit, neben der Schwärze der Bunkernächte und der Angst vor den Christbäumen über der Stadt. Zwischenzeit. Stumpfe Zeit. Abgestumpft.

Um fünf Uhr nach der Arbeit löste ich Mutter in der Schlange ab. Sie war schon ein ganzes Stück vorgerückt. Aber wenn ich Pech hatte, war nichts mehr da, bis ich an die Reihe kam. »Dich muß man schicken!« schimpfte Mutter.

Normalität nach anderer Richtschnur. Wieviel Grad hatten die Winkel? Sie können nicht recht gewesen sein. Je länger ich höre, desto mehr gewöhne ich mich daran. Möchte die Winkel noch spitzer, noch verletzender, noch auffälliger. Trümmerfrau nahm sich nach Ehrung das Leben.¹

Jedes Maß ist einmal voll. Wer sieht den Wasserstand? Wer hält ihn im Auge. Tapferkeit. Leistung. Sie zu sehen, ehe das Maß überläuft durch das Behältnis hindurch, durch die Verhältnisse hindurch. Die Faszination der schwarzen Bilder. Sensationen. Grau zu beschreiben und sagen, daß es einfach nur grau ist. 80 Mark im Monat. Für 80 Mark ein halbes Pfund Butter. Oder fünf Zuckersäcke. Oder 500 Gramm Baumwolle. Und dafür wieder Speck.

ESSEN. WÄSCHE. KLEIDUNG. LEBEN. Ich schreibe es groß, damit ich es besser sehe. Normalität. Die Selbstmordrate der Männer höher als der Frauen. Essen, Wäsche, Kleidung. Immer wieder wird es klein vor meinen

¹ Pressemeldung vom 13.7.1987.

Augen. HAMSTERN. SCHWARZMARKT. ÜBERLEBEN. Da wachsen die Buchstaben wieder. Grau zerrinnt so leicht zwischen den Fingern. Das Schwarze klebt fest wie Pech.

Die Narben sind weg. Dabei hatte ich tiefe Wunden, hatte die Steine zu hoch gestapelt. Da kippte alles um. Die Narben vergessen. Jetzt verschwunden. Die Zeit heilt. Die Zeit deckt zu. Die Zeit fängt erst nach Null Uhr an. Ein paar Jahre vergessen. Die Stunde Null, die es nie gab.

Ich seh es noch heute vor Augen, Ich seh, wie der Lauer rennt. Und dann liegt er unter der Mauer. Nur der Kopf guckt raus. Und der Lauert schreit. Schreit! Die Frauen picken die Steine. Sie singen. Sie glauben, das ist ihr Anfang. Genehmigter Aufbau. Sie picken Steine, sie stapeln die Steine, sie stapeln sie hoch, vielleicht zu hoch. Sie behalten Narben. Der Mann liegt unter der Mauer und schreit. Die Frauen verschwinden mir hinter dem Mann. Der schreit schrecklich. Schwarz.

Der Mann wird gerettet. Irgendwie. Die Frau rührt Grieß in kochendes Wasser Gebräunte Zwiebeln dazu, ein Stich Fett. Nicht zuviel. Griebenschmalz gibt es. Falsches Griebenschmalz. Nach zwei Tagen setzt sich das Wasser ab. Die Farbe der Lake ist grau.

Nachts fällt mir so viel ein

Winni

Lisa schlüpfte in die großen schwarzen Schuhe, schnürte die Bänder fest zu. Gut, dass sie die Schuhe hatte, denn draußen war es immer noch kalt. Sie nahm die schwarze Bekelittasche vom Haken, öffnete die Schnalle und zog eine angeschmuddelte Stoffpuppe heraus, stopfte sie schnell hinter den Gummizug ihrer Trainingshose, knöpfte den Mantel darüber zu und hängte sich die Tasche über die Schulter. Dann ging sie zur Hintertür hinaus, über Steine und Splitter, geradewegs auf die Ruine der Schule zu.

Sie bückte sich immer wieder, um Holzstücke aufzusammeln, sie zwischen den Steinen herauszuzerren, bis die Bekelittasche so voll war, dass sie sie nicht mehr schließen konnte. Erst dann hielt sie Ausschau nach einem Platz zum Ausruhen mit dem sicheren Gefühl, Mutter würde ihr wieder gut sein, wenn sie das Holz nach Hause brächte. Sie setzte die Tasche vorsichtig, damit sie nicht umkippte, an den Rand der eingefallenen Schulmauer, kletterte selbst die Mauer hinauf, als sei dies ihr Ausblicksturm, sah von Weitem das Hinterhaus über dem Trümmerfeld und ließ die Beine baumeln.

Mutter war im Haus. Lisa war froh, ihr entkommen zu sein, denn sie hatte wieder geschimpft wegen der Flecken im Mantel. Lisa fuhr sich mit den Fingern über die weißen Stellen, die sich über Brust und Bauch auf dem dunkelblauen Muster des Stoffes abzeichneten. Nie im Leben würde sie Mutter erzählen, woher die Flecken kamen. Das war ihr Geheimnis.

Mit Karl und Liesel von der Schwedenspeisung wegschleichen, das Kochgeschirr unterm Arm, und dann hinter der

Schulmauer die Löffel mit Milchbrei füllen, die Spitze an die Oberlippe drücken und losfletschen.

Lisa grinste breit.

Aber dann sackten ihre Mundwinkel wieder schräg nach unten weg. Mutter hatte wieder über diese Flecken geschimpft, sich dann schweigend über den Waschzuber mit der Holzaschenlauge gebeugt und die Wäsche mit aller Kraft auf dem Brett gerieben. Mutter war jetzt immer so still. Oder sie schimpfte.

Als Winni da war, ging alles viel besser. Ihr Winni. Er hatte sie überall hin mitgenommen. Sie sah, wie sie durch die Stahlwerkstraße fahren. Da waren die Häuser noch nicht zerbombt. Winni saß vorn auf dem Rad und Lisa hinten auf dem Gepäckträger. Der große Bruder mit der kleinen Schwester.

Oft fahren sie zu Herzog. Bei Herzog hatten die großen Jungen und Mädchen gesungen: »Haut euch schwer und rauft euch sehr, wir sind Piratenpack«. Mutter hatte davon nichts gewusst. Sie putzte in der Zeit bei SS-Obersturmführer Schütz.

Ein leichter Wind strich über das Trümmerfeld, ein Wind wie beim Fahrradfahren. Plötzlich war es Lisa, als werde die Hintertür des Hauses geöffnet, und Mutter würde gleich mit einem Weidenkorb voller Wäsche heraustreten. Mit einem Satz war Lisa von der Mauer herunter.

Mutter und Winni. Zuletzt hatten sie viel gestritten. Wegen dem kaputten Eimer, mit dem Winni vom Wasserholen kam. Völlig verbeult war er, und der Boden war ganz weg. Wegen dem Graubrot, das Winni mitgebracht hatte. Dabei stand Weißbrot auf seiner Karte.

Lisa räumte ein paar übereinander liegende Steine zur Seite und schob vier saubere Ziegel zu einem Sitz zusammen, so dass sie sich an die Mauer lehnen konnte. Sie spürte, wie langsam die Kälte und Feuchtigkeit der Steine in ihren Mantel krochen. Sie sah auf ihre Fußspitzen, und die Schuhe waren schwer, wie Klumpen an den Füßen. Sie drehte die Knöpfe ihres Mantels zwischen den Fingern hin und her. Sie dachte an Weihnachten. An das erste Jahr Weihnachten, als Winni weg war.

Sie hatten einen richtigen Weihnachtsbaum und sogar ein paar Kerzen dran. Sie sah sich neben dem Baum stehen und singen. »Es geht alles vorüber. Es geht alles vorbei. Nach jedem Dezember kommt auch wieder der Mai.«
»Was soll der der Unsinn!« Es sah so aus, als wenn Mutter ausholte, um ihr einen Schlag in den Nacken zu geben. Aber dann ließ sie die Hand sinken und begann zu weinen. Opa legte den Arm um ihre Schulter. Winni war weg. Abgeholt. Winni war im Lübecker, hatte Opa gesagt, weil er Edelweiß-Pirat war. Lisa legte den Kopf auf die angezogenen Knie und umschlang ihre Beine mit den Armen.

Aber das letzte Jahr, dachte Lisa. Im letzten Jahr war ein richtiger Weihnachtsmann da. Der hatte den gleichen Pullover wie Winni angehabt. Das konnte sie an den grünen abgeschabten Bündchen am Ärmel erkennen. Als der Weihnachtsmann weg war, war Winni wieder da, und alle zusammen saßen sie in der Küche um ein paar Moppen herum. Der Weihnachtsmann hatte ihr sogar eine richtige Puppe gebracht.

Die Puppe. Lisa öffnete den Mantel und zog die Puppe behutsam unter dem Gummizug ihrer Trainingshose her-

vor. Das Laken, aus dem die Puppe gefertigt war, war angeschmuddelt. Die Wollhaare hingen unordentlich über den blauen aufgemalten Augen.

»Winni!« Sie hielt sich die Puppe ganz nach vors Gesicht. »Gut, dass du da bist. Jetzt bau ich dir erst mal einen ordentlichen Platz zum Sitzen.«

Sie stand auf und legte Winni auf ihren eigenen Platz. Lisa suchte ein paar glatte Steine und fand noch ein Holzbrett, das an einer Seite aufgesplittert war. »Jetzt bau ich dir eine richtige Bank«, murmelte sie, schichtete die Ziegel zu zwei Säulen übereinander und legte das Brett darüber. Dann setzte sie Winni auf die Bank. Die Puppe kippte immer wieder um, und lag dann lang hingestreckt auf dem Brett. Lisa runzelte die Stirn. Sie wandte sich ab, suchte im Trümmerfeld nach weiterem Material, fand zwei ungleich lange Dachlattenstücke und rammte sie hinter der Bank zwischen die Steine. Setzte die Puppe dann an die Lehne und nahm wieder ihren alten Platz ein.

Als Winni wieder da war, waren sie manchmal noch Fahrrad gefahren durch die schmalen, vom Schutt frei geräumten Rinnen in den Seitenstraßen. Das hatte Spaß gemacht. Und dann bekam Winni Arbeit, weil sie doch überall Männer suchten. Da durfte Lisa nicht mit. Das war zu gefährlich, denn Winni arbeitete als Schweißer, obwohl er das nie gelernt hatte. Morgens stieg er früh aufs Rad und fuhr zum Hoesch-Werk Union.

Lisa sah die Puppe prüfend an.

»Du glaubst das doch nicht mit dem Schirm?« Tante Berger hatte nämlich mit ihr geschimpft, weil sie Mamas Schirm auf- und zugemacht hatte.

Lisa wusste noch alles genau. Wie sie im Bett lag, weil es da wenigstens warm war. Wie die Tür knallte. Wie Tante

Berger reinkam. Wie sie aufgeregt sagte, es wär was mit Winni los. Arbeitsunfall. Wie sie schnell aufstehen musste, um sich anzuziehen. Wie Tante Berger die Socken suchte. Wie Lisa wartend herumstand und mit Mutters Schirm gespielt hatte, ihn auf- und zumachte. Und wie Tante Berger schimpfte.

Die Stoffarme der Puppe hingen schlaff vom Körper. Der Kopf war vornüber gekippt. Lisa konnte nicht mehr sitzen bleiben. Es zog sie merkwürdig nach unten. Das musste die Kälte sein. Sie stand auf und lehnte sich an die Mauer, wagte einen Blick hinüber zum Haus. Keine Wäsche auf der Leine. Plötzlich bekam sie Angst, Mutter könnte weggegangen sein, ohne dass sie es wusste.

Lisa griff die Puppe am Arm, stopfte sie wieder hinter das Hosengummi, riss die Tasche vom Boden, so dass ein Holzstück verloren ging und hastete auf das Haus zu, bis sie nach Atem ringend in einen gleichmäßigen Rhythmus fiel.

Bum. Bum. Bum. Das waren Mutters Schritte neben ihr. Mutters Schritte in Winnis großen Stiefeln. Hammerschläge in der zerbombten Straße. Bum. Bum. Bum. Das war ihr Weg zu den Städtischen Kliniken. Lisa versuchte Schritt zu halten.

Dann stand Mutter bei einer Schwester. Sie weinte, murmelte immer wieder: »Wie kann man nur eine Karbidtrommel aufschweißen?«

Und Lisa stand allein.

»Wenn man einen Schirm aufspannt«, ging es ihr durch den Kopf.

»Wenn man einen Schirm in der Wohnung aufspannt, dann stirbt einer«, hatte Tante Berger gesagt.

Lisa war stehen geblieben. Sie starrte auf das Hinterhaus, das früher ein Anbau zum Wohnblock an der Uhlandstraße gewesen war. Im Wohnblock hatten sie einmal gelebt. Jetzt war alles zerstört. Alles.

Bauern und Bombenweiber

Um die Schüssel mit Kartoffelschalen drängten sich weiße und braune Hühner und hieben mit den gelben Schnäbeln in die Schalenreste. Zwei zerrten an einem Stück, jedes an einem Ende. Der Hahn flog dazwischen, bockte eines der beiden Hühner am Kopf, so daß es wegflatterte und auch das andere erschreckt auffuhr. Er setzte seinen Fuß auf die Schale und begann an ihr zu picken.

Paula kniff die Augen ein wenig zusammen. So viele Hühner und dahinten liefen sogar noch Gänse. Außer dem Gackern der Hühner, ihrem Scharren war es still. So still, daß sie gern daran glaubte, niemand wäre im Bauernhaus. Alle seien auf dem Feld. Nur sie und Frau Majewski stünden hier vor dem Zaun, hinter dem die Hühner sich um die Schalen stritten. Sie stieß die Polin mit dem Ellenbogen an. »Gucken se mal, die Hühner!« Paula grinste. Frau Majewski blickte zu Boden und bekreuzigte sich hastig.

Art einem kleinen Fenster entdeckte Paula nun ein Kindergesicht, einen Jungen, der seine Nase an die Scheibe drückte. Sobald sie ihn entdeckt hatte, verschwand der Kopf blitzschnell, »Is einer da!« Paula hob den Riegel des Gatters, schob das Tor nur ein wenig auf, damit kein Huhn entwischen konnte. »Nun mal rein!« sagte sie und stieß die schmale Frau erneut an. Die Polin passierte zaghaft den Durchgang, Paula schob ihren untersetzten Körper hinter ihr her und ließ den Riegel dann wieder einschnappen. Sie überquerten den Hof. »Mensch, sind dat schöne Tiere!« Paula beobachtete noch die Hühner, als eine Tür aufging. Der Junge drückte sich durch den Spalt.

»Mama! Mama!« rief er, »Ja wat denn«, kam es aus dem Stall zurück. Der Junge verschwand hinter der Stalltür. »Wat is denn, Jung?« war nun noch einmal die Frauenstimme zu hören. »Wieder so Bombenweiber«, sagte der Junge leiser, gerade noch zu hören für die beiden Frauen

auf dem Hof, die in ein paar Metern Abstand vor der Stalltür stehengeblieben waren. Klappernde Holzklumpen kamen näher, die Bäuerin stand an der Stalltür.

»Tag«, sagte Paula. »Tag«, antwortete die Bäuerin. »Wat wollt ihr denn«, forschte sie dann und rieb sich ihre Hände an der dunklen Schürze sauber. »Könn se Süßstoff gebrauchen?« »Süßstoff? Nee, Süßstoff, den essen wir nich. Ja, wenn ihr Zucker hättet ...!« »Den Zucker fressen wer selber«, Paula drehte sich um und ging geradewegs auf das Gatter zu. Erschreckt stand Frau Majewski noch vor der Bäuerin. »Wiedersehn«, murmelte sie dann und lief dann hinter Paula her.

»Betteln gehn!« schimpfte Paula auf dem Feldweg. »Die ham nix abgekrickt, nich das Maul aufgemacht all die Jahre und machen jetzt den dicken Max. Den bring ich nich mehr. Selbst wenn ich nen Perser hätte. Von mir kriegen die nix mehr!« Paula schnaufte beim Gehen. Sie marschierten auf einem Feldweg zwischen zwei Weiden, auf denen Kühe standen, Paula voll wütender Kraft, die Polin dahinter, als würde sie von ihr an einem unsichtbaren Seil gezogen.

Paula hielt inne und blieb stehen. »Nu kommen se schon. Lassen se man den Kopp nicht hängen Frau Majewski. Sind ja nich alle so wie die da eben«, und sie zeigte mit dem Kopf nach hinten, wo der Hof nur noch klein zu sehen war. »Dat Latschen sind wer ja gewöhnt. Ham wer ja all die Jahre geübt, als die Nazis dran warn. Immer raus mit de Jugendgruppen in de Natur, damit se uns nich erwischten«, grinste Paula und hakte sich bei der Polin unter.

»Wissen se. Ich hab da mal sonne Geschichte mit nem Bauern erlebt. Dat is schon nen paar Jahre her. Da bin ich mit meiner Mutter nach Werl gefahrn, mit dem Rad. Da hatten wer nämlich noch eins!«

Gerade Straße. Nach Werl. Weizenfelder. Kohlfelder. Zuckerrübenfelder. Mutter und Paula. Den Kirchterm von

Unna schon im Rücken. Noch ungefähr 20 Kilometer. Bis Werl. Mutter voran. Mutter bestimmt das Tempo. Mutter steigt ab. Paula steigt ab. Sie schieben. Im hinteren Schlauch von Mutters Rad ist keine Luft mehr.

Ein Bauer mit seiner Tochter am Feldweg. Mittagsbrot. »Guten Tag, können sie uns wohl helfen? Wir haben neue Platten.« Der Bauer isst sein Brot. »Vater, kannst du den beiden Frauen nicht helfen?« Der Bauer beißt in sein Brot, kaut.

»Wohin wollt er denn?«

»Nach Werl.«

»Was wollt er denn da?«

»Mein Mann besuchen.«

»Wo ist er denn?«

»Im Gefängnis.«

»Was hat er denn ausgefressen?«

»Widerstand gegen die Staatsgewalt!«

Der Bauer steht auf, nimmt das Flickzeug aus der Satteltasche, den Schraubenschlüssel, stellt das Rad auf Lenker und Sattel, flickt den Reifen.

»Können sie sich das vorstellen? Das war doch ein Zeichen! Stand auf und flickte das Rad! Den Mann hätte ich küssen können. Ehrlich!« Paula fuhr sich mit einer Hand über die Augen. Sie fühlte sich plötzlich schwach. Zuletzt hatte sie gestern gegessen. Eine Scheibe Maisbrot zum Frühstück. Vor ihnen lag der nächste Bauernhof. Langsam gingen sie auf ihn zu. Sie erreichten eine dichte Weißdornhecke und reckten ihre Köpfe darüber. Im Garten sahen sie den gebeugten Rücken einer Frau, die Pflänzchen in ein Beet setzte. Die Frau richtete sich auf. »Guten Tag«, lächelte sie, als sie die beiden Köpfe über dem Rand der Weißdornhecke sah. Die Köpfe verschwanden hinter der Hecke, zwei Kopftücher bewegten sich auf das Holztörchen zu, hinter dem zunächst eine schmale dunkelhaarige Gestalt, dann eine rundliche blasse Frau erschien. »Guten

Tag«, grüßte die dunkle Frau Majewski, »dürfen wir reinkommen?« und ohne die Antwort abzuwarten, hob sie den Riegel des Tores und schob dieTüre auf. »Nu mal rein«, zupfte sie Paula am Ärmel, »is einer da!«

ÜBER DIE WELT VON UNTEN

Gleichheit

Noch ein Foto auf der Gangway,
ein Singhalese mit seiner deutschen Frau.
Paßkontrolle, mein Rucksack, Geld wechseln.
Flughafen Colombo: clean, cool, modern.
Diese Gleichheit,
ein Büchsenöffner zum Land.
Porter laufen barfuß auf dem Marmorboden,
schleppen pralle Touristenkoffer.
Aus kurzen Uniformhosen
staksen viel zu dünne Beine.

Ich versuche anzukommen.
Der öffentliche Bus rast
in Richtung Stadt.
Hinter mir eine alte Frau,
tippt mir auf die Schulter,
singt, stöhnt,
schiebt die hohle Hand
an mein Kinn.
Am Straßenrand Reklame:
Have a coke and a smile.

Colombo

Ochsenkarren und LKWs, Lastenträger und Straßenkreuzer, Bettler und Männer in grauen Straßenanzügen, in der Hand einen Aktenkoffer. Nackte, staubige Füße in Gummilatschen und manchmal ein geschlossener Herrenschuh oder Pumps.

Eine Stadt voller Widersprüche, die noch nicht unter Monokultur gebracht wurden. Bunte Hindutempel, buddhistische Dagobas, anglikanische Kirchen.

Hier sind im Nord-Süd-Konflikt auf engstem Raum die Lager vertauscht: im Norden das Überschwemmungsgebiet der Slums, im Süden englische Parkanlagen, Botschaften und Villen und in der Nähe des Zentrums, alles überragend, die Hotels.

Eine Stadt mit Kontinuität: 150 Jahre portugiesisch, 150 Jahre holländisch, zuletzt englisch, und nun herrschen im Norden die internationalen Konzerne in der Freihandelszone.

Diese Fakten, Brückenköpfe der Annäherung.

Die Pettah

wo ich wohne, das Basarviertel. In die alten Häuser ist Armut eingezogen und schaut aus den Türen heraus. Hier finden Losverkäufer ihre Kunden.

Vor Holzhütten türmt sich der Abfall, das Grau durchsetzt von gelben Trinkkokosnußschalen. Krähen und Kinder sitzen auf dem Müll, die einen um ihren Magen zu füllen, die anderen, sich zu entleeren, erzählen und lachen dabei.

Zu groß und farblos sind Fremde, um unentdeckt zu bleiben. Erstarrte Kinderaugen begleiten sie ein Stück Wegs.

Asantha Café

außen himmelblau, in den Tönen der Hindutempel, innen fensterlos und dunkel, stickig vom offenen Küchenfeuer. 6 Uhr morgens. Der Blick auf den beginnenden Tag ist verstellt durch eine Glasvitrine, in der Teller mit Reis, emaillierte Schälchen voll Curries, Buns und Gebäck aufbewahrt werden. Ein Schutz vor den zahllosen Fliegen, die in Scharen auf den Riefen der schwarzen Holztische balancieren, auffliegen, wenn ein Teeglas abgestellt wird, und erneut auf der Fläche nach Bröckchen tasten.

Der Tag dringt ein mit Männern, die eilig ihren Reis verschlingen, mit Kindern, die flüchtig ein Kleid übergeworfen haben, ohne die Knöpfe am Rücken zu schließen, so daß der Stoff traurig vom Körper hängt.

Weinend schüttelt sich ein kleiner Junge. Seine Schwester stößt ihn an und weist auf uns. Seine Augen weiten sich, sein Mund verzieht sich zu einem breiten Lächeln, ruhig hebt er sein Brötchen an den Mund, beißt ab, kaut, wobei er uns unverwandt, hypnotisiert ansieht.

Bilderbogen

Gesäumt von Ständen, die Marktstraßen der Pettah, mit bunten Stoffen für Saris, Sarongs, glänzenden Wasserkrügen aus Aluminium, Plastikschalen. Auf Matten ausgebreitet liegen Früchte und Gemüse, in Säcken stehen Reis und Gewürze.

Ein alter Mann bietet aus seinem Bauchladen Betelblätter an, gefüllt mit Gewürzen und Kalk, sorgfältig in alte Rechnungen gerollt. Er kaut, spuckt den blutroten Sud der Blätter auf die Straße.

Mit Konservendosen werden Erdnüsse in Zeitungstüten abgemessen, Gewürze abgewogen. Das Land dringt hier in die Stadt ein mit all seinen Mangos, Kokosnüssen, grünen, gelben und roten Bananen, Paradiesäpfeln und Limonen.

Hinter roten Chilis sitzt eine Singhalesin mit ihrem Säugling auf dem Arm und hat zum Schutz vor der sengenden Mittagssonne über sich einen Regenschirm gespannt. Bettler und Krüppel strecken ihre Hände aus und rechnen mit dem schlechten Gewissen der Vorübergehenden. Tausendmal gewarnt vor Dieben, taste ich immer wieder suchend nach den Ausweispapieren und der Geldbörse.

Die Pettah, ein Raum in Bewegung. Es gibt keine Statik, nichts Festes. Lastenträger in hochgeschlagenen Sarongs balancieren riesige Bananenstauden auf ihren Köpfen, unproportional groß im Vergleich zu den schmalen, straffen Körpern, auf denen Schweißperlen in der Sonne glänzen. Ochsenkarren bahnen sich ihren Weg durch die Käufermenge. An jeder Frucht klebt dies Bild der Arbeit. So entfremdet sind Fremde, daß sie darüber erschrecken.

Motorräder mit Rückbank und Verdeck zu Taxis umgebaut, Busse, Lastwagen schieben Käufer und Arbeiter an den Straßenrand. Offen gilt das Gesetz des Stärkeren, der Motor steht über der Menschenkraft, die Hupe über dem Stimmengewirr.

Alles ist gespannt. Bilder ziehen vorbei. Sie lassen sich nicht vereinnahmen. Und doch wird von den Tourist Coaches die bunte Oberfläche abgelichtet. Momentaufnahmen aus dem Hinterhalt. Mitten im Fluß werden Fremde mitgeschoben, und trotzdem will sie jeder Händler halten, jeder Guide führen, jeder Bettler um Geld bitten, jeder Taxifahrer mitnehmen, jedes Kind anlachen und fragen, wohin er geht: »Where are going Madam? What's your name? I'm a roman catholic! Money, money, Madam? Pen, Pen? I'm a roman catholic! Bombom?«

Lodgings

Früh breitet sich Dunkel aus, zerteilt vom Schreien der Krähen, vom leisen Schnalzen der Geckos an den kahlen Zimmerwänden, dem Summen der Moskitos.

Beruhigend der fan an der Decke, der sich unermüdlich, gleichbleibend dreht, die stehende Luft aufrührt.

Fiktion: Ich lege meinen Maschendraht über die Stadt, teile sie in Planquadrate, male ein unempfindliches Denkbild zum Export, bin schon geflüchtet aus Colombo, wo ich meinem Weißsein unerbittlich ausgesetzt bin.

Die Frau

Ihre Unterschrift in einem Brief: nicht zu entziffern. Sie bleibt namenlos. Ich schäme mich deswegen, denn sie wartete mit müden Augen auf uns bis wir abends mit Vimal nach Hause kamen, um 9 Uhr, um 10 Uhr. Sie brachte noch ein Essen auf den Tisch. Die Suppe war kalt geworden, Reis, Curries, Obst. Sie erklärte uns die Kräuter und feinen Blättchen in den Speisen und ihre Bedeutung für Bekömmlichkeit und Gesundheit.

Ich habe mich schon damals geschämt, denn sie sah uns beim Essen in ihrem rosa Hauskittel mit müden Augen zu. Nie aß sie mit uns. Die Familie in der Küche, wir im Wohnzimmer. Vimal sagte, das habe seine Richtigkeit, der Gastgeber esse nicht vor den Gästen, und wer nach 9 Uhr auf der Straße sei, wäre ein schlechter Mensch, führe nichts Gutes im Sinn. In den singhalesischen Familien esse man abends, und 9 Uhr sei nicht zu spät. Sie hatte sich den Mann nicht ausgesucht. Das taten die Eltern.

Wenn wir allein am Abend kamen, haben wir sie belogen, Vimal sei im Haus seines Vaters. Wohin er ging nach fünf Wassergläsern Arrak, ich weiß es nicht. Und sie setzte sich zu uns, lächelte verlegen, scheu wie ihre Kinder, die manchmal an der Ecke zum Wohnzimmer standen und uns zusahen beim Essen und immer wieder fortliefen. Morgens ging sie aus dem Haus zur Schule. Dann trug sie einen bunten Sari.

Und einmal nahm sie sich frei, zeigte uns eine kleine Schule, nein nicht ihre, denn die sei zu schlecht. Eine Schule mit fünfzig Kindern und drei Lehrern. Die Zahl der Kinder war gesunken, seitdem es keine Reirationen mehr in den Schulen gab, und manche hätten keine Kleider, sagte der principle. Auch sie blieben zu Hause.

Und wir besuchten eine Kollegin von ihr, die Batiken herstellte aus Indish cotton and German fast colour, denn niemand kann leben vom Lehrergehalt.

Ich glaube, sie machte sich Sorgen, denn Vimal ging nicht zur Arbeit, hatte keine Arbeit, zeigte uns stolz seinen Paß, Beruf Ingenieur, erzählte davon, daß er vielleicht auf einem Schiff arbeiten werde. Manchmal fuhr er nach Colombo, er sagte, um Arbeit zu suchen. Aber nicht von ihm ist die Rede, sondern von ihr. Ich weiß nicht einmal ihren Namen. Der Himmel jedoch war gewiß blau, gemacht für die Gäste.

Herrschende Sitte

Links und rechts von den Treppenstufen des Nachbarhauses sind Bambusruten in die Erde gerammt und die Spitzen zusammengebunden zu einem Tor mit grünem Blätterdach. Alms giving. Der Vater im Hause ist seit zwei Jahren tot. Die Mönche sind eingeladen. Sie sitzen im Halbkreis, essen sieben Curries und sieben Früchte, sieben Kuchen und kauen Betelblätter. Dort, wo sich der Kreis öffnet, steht ein Gedeck für den toten Vater. Wasser wird in die Tasse gegossen, bis es über den Rand auf den Teller fließt. Und nach dem Mahl beginnt der älteste der Mönche zu sprechen, Singha, eine lange Litanei, und er fächelt sich dabei Luft zu. Dann brechen die Mönche auf, nehmen als Gaben jeder eine Plastiktüte voll Speisen mit. Die Kinder stehen mit weißen Fähnchen Spalier. Zwei Männer trommeln und einer spielt Flöte, voran wird ein Baldachin getragen, darunter ein Heiligtum. Die Bettelmönche ziehen ab mit ihren Gaben, mit ihren Fächern, mit ihren schwarzen Regenschirmen, in ihren orangefarbenen Gewändern zurück zum reichgeschmückten Kloster.

Dann gibt es für die Familie das Mahl. Eine große Familie: nach zehn Mönchsmäulern nun zwanzig Mäuler zu stopfen. Eine Frage des Geldes. Und schließlich kommen Bettler: Tamilenfrauen mit ihren Kindern, zerlumpt. Sie haben Brennholz gesammelt, das tragen sie auf den Köpfen. Man kippt ihnen Reis in Plastiktüten und ein wenig Curry darüber. Etwas soll immer für sie abfallen. Das ist singhalesischer Brauch.



An der Ocean University, Quindao mit ihren Studentinnen, 2017

ÜBER DIE RÜCKSEITE DES MONDES

Sirren

Hinter der Haustür steht die Schwüle. In der Luft liegt ein hohes Sirren. Ein elektrisches Sirren wie Bauarbeiten. Eine Flex mit Wasserkühlung vielleicht. Ein Gerät in der Hand eines Wanderarbeiters. Unermüdlich tätig, sieben Tage, lange Tage. Zusehen, wie Blocks ausgeweidet werden. Zusehen, wie der Berg mit Türen und Zargen, mit Kloschüsseln und Waschbecken wächst. Wie die Berge verschwinden und neue Berge angehäuft werden. Paletten mit Material. Sehen, wo bald neue Studenten einziehen können.

Ich gehe über den Campus. Ich gehe unter den Bäumen. Und Arbeiter sehe ich nicht. Ich gehe und treffe Konfuzius. Er wartet am Haupttor. Sagt, *fordere viel von dir*. Sagt, *erwarte wenig von anderen*. Sagt, *erspare dir so viel Ärger*. Ich nicke, ich gehe und sitze am Seerosenteich.

Das elektrische Sirren in der Luft, laut, als wäre es ein Flexkonzert. Ich blicke über den Teich und begreife, Bauarbeiter sind hier heute nicht. Schallplatten. Singmuskeln. Trommelorgane.¹ Es sind die unsterblich Geglautben, die schon zur Han-Zeit als Zungenzikaden den Toten mitgegeben wurden, in der Hoffnung auf baldige Wiedergeburt.² Es sind die Singzikaden. Die Männchen machen viel Lärm.

¹ Singzikaden erzeugen mit Schallplatten und Singmuskeln ihre »Musik«, sie haben ein Trommelorgan ausgebildet.

² Zikaden galten schon Platon (429-347 v. Chr.) als »Botschafter der Musen« und »entkörperlichte Seelen«. Etwas später datieren die aus Jade geschnitzten Zungenzikaden (Han-Zeit, 206 vor Chr. bis 220 nach Chr.), die man in China fand und dem Glauben an die Wiedergeburt Ausdruck verleihen.

Nordtor

Dahin gehen, wo am Abend die roten chinesischen Zeichen in der Luft hängen. Am Nordtor unter den Augen der Uniformierten das Gelände verlassen, die Straße überqueren, erfahren, dass die Autos immer Vorfahrt haben und diese Ampel kein Fußgängergrün zeigen wird. Vor der Glastür eines Ladens stehen, der wie geschlossen aussieht und bereits im Zurücktreten doch noch eine Bewegung drinnen wahrnehmen, als winke mir einer zu. Gegen die Tür drücken und eintreten.

Da sitzt eine Frau an der Kasse und hält ihren Säugling auf dem Arm, den sie stillt. Und während ich mich im Laden umsehe und wähle und mich so gut es mit Gebärden geht, verständlich mache, trocknet sie dem Säugling den Kopf mit einem Papiertuch. Und während ich denke, jetzt wird sie das Kind von der Brust nehmen, gelingt es ihr auch mit dem Kind die Waren zu reichen, die Kasse zu bedienen, das Wechselgeld herauszugeben. Ich denke an Puyi, den letzten chinesischen Kaiser, wie er von seiner Amme als großer Junge gestillt wird. Ich denke an die Art Gallery unten am Meer mit den martialischen Darstellungen chinesischer Kämpfer, an den Soldaten, der schon tot, gestillt wird von einer Frau, einer Mutter. Pieta ohne Tränen.

Headhunters

Im Bus steht eine Frau für mich auf. Eine andere nickt. Ich soll mich setzen. So alt schon? Als die Einkaufstrolleys sich mehren, weiß ich, dass ich richtig bin. Die Frauen drängen zur Tür. Ich folge ihnen, steige aus. Schon nach wenigen Metern auf dem Bürgersteig bunte Hähne in Käfigen und einer obendrauf zum genaueren Betrachten. Er hat eine Klammer auf dem Schnabel, ist angebunden. Sonst könnte er zuhacken. Sein Vorgänger hat schon den Kopf verloren, lässt gerade Federn.

Goldfische bringen Glück, Kanarienvögel Leichtigkeit, Insekten Proteine und mehr als hundert Blüten Genuss. Hier kannst du alles erwerben: Drachenfrüchte, Kochtöpfe, Skorpione und Bilder von Mao Zedong.

An der Bushaltestelle fragt ein junger Mann mit kleinem Kind auf dem Arm, ob du Englisch sprichst. Was deine Muttersprache ist? Und als du »German« sagst, fragt er weiter, ob du schon einen Job hast.

Headhunter looking for native speakers.

Auslese

Deine Mutter habe es sich gewünscht, sagt die Kollegin. Und dein Vater habe sich überreden lassen. Er sei als Lehrer nicht schlecht gestellt gewesen. Er habe den Parteikader gekannt, war sogar befreundet, und er habe Rücksprache gehalten.

Billig war das nicht, vielleicht das Gehalt von einem Vierteljahr. Aber das sei es den Eltern wert gewesen. Das Zweite. Du seist es ihnen wert gewesen. Und Nachteile habest du nicht erlebt.

Bauern hätte es anders getroffen. Bauern seien vertrieben worden, hätten alles verloren. Die ganze Existenz und dabei ein Mäulchen mehr zu füttern gehabt.

Und jetzt sollen die Gebildeten, Studierten zwei Kinder in die Welt setzen. Man fürchte die Vergreisung Chinas. Man fürchte diesen Altersbaum, der unten ganz dünn sei und oben eine mächtige Krone trage. Man habe ihn einfach nicht kommen sehen wollen.

Aber zwei Kinder. Wie sollten die Frauen das denn noch schaffen? Schon jetzt kämen sie nicht ohne die Hilfe der Großeltern aus. Voll im Beruf, voll beansprucht von Haushalt und Erziehung. Emanzipation ein Fremdwort. Und wie sollten sie das überhaupt bezahlen? Vom Geld hingen der Wohnort, der Kindergarten, die Schule ab, vom Geld die Chancen im Leben. So sei China.

Eisbrecher

Gut, dass ich Run Jiang schon vorgestern traf. Mein Einstiegstext, den ich an ihm teste, ist nicht sehr anspruchsvoll, aber er versteht kein Wort.

Kleinarbeiten, kleinarbeiten, kleinarbeiten.

Einen möglichst einfachen Text suchen.

Eine möglichst einfache Situation wählen.

Ein Lied vielleicht, das eingängig ist, mit Refrain.

Den Inhalt des Liedes mit Bildern sichern.

Und dann singe ich die Melodie.

Die Studentinnen klatschen. Das Eis ist gebrochen.

Mo Li

Sie geben sich einen anderen Namen.
Sie kommen uns entgegen.
Sie möchten, dass wir sie nicht vergessen.
Und sie wollen sich verbergen, inkognito.

Auch Markus musste ich nach seinem richtigen Namen fragen. *Run Jiang*, hatte er gesagt. Ich ließ mir den Namen aufschreiben in chinesischen und lateinischen Zeichen, in Lautschrift.

»Und was heißt *Run Jiang*?«
»Wasser«, sagte er.
»Warum Wasser?«
»Weil es mir fehlt.«

Nicht Holz, nicht Erz, nicht Erde, nicht Feuer, das Wasser fehlt ihm. Die Ruhe, die notwendig ist für die Betrachtung, für die Erfassung der Situation.
Es fehlt der Norden bei den Himmelsrichtungen.
Es fehlt das Salzige bei dem Geschmack.
Es fehlt der Winter im Jahr und die Nacht an einem Tag.

Und so entpuppt sich Livia als *Meng*. Das erinnert mich an *Mengmeng Träumchen*, ein chinesisches Geschenk, ein Panda, der im Berliner Zoo lebt. *Meng*, so wird mir erklärt, bedeutet, nach einem schönen Traum zu streben. Ich entdecke wie bei einer Matroschka, dass in Sophie *Xiashui* steckt, was so viel wie *Morgen Weisheit* bedeutet. Lina ist *Tian*, d.h. süß. Alina *Wei* – eine *duftende Blume* und ein starker *Wille*. Mia ist was man sofort sieht, *Jiao*, das heißt eine schöne Frau.

Nele haben die Eltern den Namen *Gute Knospe (Jialei)* zuge-
gedacht und Elena trägt eigentlich den Namen *Haoyi*, was
so viel wie *Viel Glück!* bedeutet.

Die einzige Querdenkerin, die ohne westlichen Namen in
der Liste der Studentinnen steht, ist *Xiaofeng – Morgen
Brise*. Sie ist wirklich ein besonderes Mädchen und ihr
Verhalten gefällt mir.

Und nun, da ich die große Anpassungsfähigkeit der Stu-
dentinnen kennengelernt habe, schlage ich vor, dass auch
ich ihnen sprachlich entgegenkomme. Klingt nicht die
Abkürzung meines Namens *Mo Li* ziemlich chinesisch?
Also nenne ich mich ab jetzt *Mo Li*¹, sage ich. Zwar ist Mo
nicht mein Familien- und Li nicht mein Vorname, aber
Li Mo soll es nun wirklich nicht sein. *Mo Li* gefällt mir.

Tuscheln, Aufregung unter den Studentinnen.

»Was ist los?«, frage ich.

»Mo Li heißt Jasmin«, sagen sie, »und es gibt sogar ein
Lied.«

*Wie ist doch der Jasmin so schön
Wie ist doch der Jasmin so schön
Blühend, duftend weiß und frisch
Ziert er den Garten, Raum und Tisch
Alle loben ihn, den Jasmin
Ich will pflücken ihn
Zu verschenken den Jasmin.*

Die Studentinnen klatschen in die Hände, sie lachen, sie
singen. Also gut, bleibe ich bei *Mo Li*.

Auch die Einwände von Meister K., dass *Mo Li* zu nahe
an *Mo Yan* sei, können mich nicht mehr umstimmen.

¹ 魔力 móli – Zauberkraft
茉莉 mòli – Jasmin

Und der Hinweis von U., dass *Mo Li* ebensogut Zauberkraft bedeuten könne und damit wunderbar zum Beruf einer Schriftstellerin passe, überzeugt mich ganz und gar.

Immer, wenn ich sage, ich heiße *Mo Li*, stutzen die Leute und dann geht ein Lächeln über ihr Gesicht.

Kleine Herrscherin und Schöne Blumen

Xingyu muss telefonieren.

»Entschuldigung«, sagt sie.

Jeden Tag ruft sie ihre Eltern an.

»Alles, was ich habe, hab ich doch von den Eltern!«

Sie lächelt.

Das klingt ein bisschen wie Hermann van Veen und sein Lied »Alles, was ich hab.«

Das klingt fast wie Konfuzius:

»Körper, Haar und Haut hast du von den Eltern empfangen.«

Meister Kong war die kindliche Pietät Grundlage aller Tugend und der Ursprung aller geistigen Kultur.

Die Eltern unterstützen.

Die Eltern versorgen.

Die Eltern medizinisch behandeln.

Die Eltern bei Krankheit pflegen.

Die Eltern beim Sterben begleiten.

Wir hörten, dass Wang Xiang sich nackt auf das Eis legte, um im Winter einen Fisch für die Mutter zu fangen.

Wir hörten, dass Wu Meng sich von Moskitos stechen ließ, damit seine Eltern gut schlafen konnten.

Yang Xiang kämpfte gegen einen Tiger, um seinen Vater zu retten und Yu Qianlou probierte gar den Stuhlgang seines Vaters, um die Gesundheit zu prüfen. »Es heißt, der Himmel habe die Kinder dafür belohnt, wenn sie die Kissen der Alten wärmten, damit diese sich wohlfühlen konnten.«¹

¹ Die 24 Xiao (Beispiele kindlicher Pietät), zusammengestellt in der Yuan-Dynastie.

Kein Wunder, dass die Jugend nach fast masochistischer Eltern- und Altenliebe gern der maoistischen neuen Doktrin folgte: *Die Liebe zu Mutter und Vater gleicht nicht der Liebe zu Mao Zedong.*

Kein Wunder, dass masochistisch Geübte sich leicht einer neuen Doktrin unterwarfen, mit Hoffnung und Selbstverleugnung und der Wut, die die Jugend aufgestaut hatte.

Das Mädchen, dem die Eltern – neben anderen Namen – den des legendären Herrschers Yu¹ gegeben haben, der die chinesischen Wasserfluten bezwang, hat den Regenschirm über mich gespannt. Sie sorgt dafür, dass nicht zu viel Sonne auf meinen Kopf und meine Gesichtshaut fällt. Die Studentinnen haben gehört, dass sich Menschen in Europa in die Sonne legen, um einen braunen Teint zu bekommen. Sie schütteln darüber lachend den Kopf. Sie lieben eine makellos helle Haut, obwohl der Grundton durchaus unterschiedlich ist.

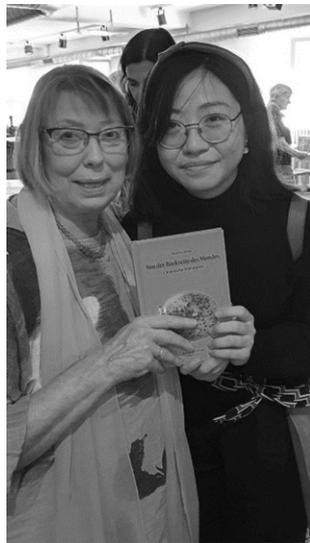
Ich treffe junge Mädchen, die mit ihrem schwarzen, kräftigen, zum Zopf gebundenen Haar, mit ihrer dunkel getönten Haut und selbst mit ihren Gesichtszügen als Indianerinnen durchgehen könnten, wäre ich nicht gerade in China!

Und während die kleine Herrscherin, der – wie ihr zweiter Vorname *Xing* verrät – das Gold fehlt, sich noch einmal abwendet zum Telefonieren, schiebt unmerklich *Schöne Blumen* ihren Schirm über meinen Kopf, damit ich vor Sonne geschützt bin. *Alles, was ich hab, ist ein Name nur, den hab ich von einem andern*, sang Hermann van Veen.

¹ Yu gehörte zur ersten dokumentierten Dynastie Chinas, der XIA-Dynastie (2200-1800 vor Christus).

Es ist dieses Unmerkliche, es ist das Harmonische bei unserem Gang in die Stadt, das mich an *Kinbin*, das meditative Gehen von Zen-Mönchen erinnert. Obwohl es ein dauerndes Gespräch, obwohl es das Lachen gibt, das sich darüberlegt. Leicht geht es sich gemeinsam, wenn der Eigenwille klein, die Achtsamkeit groß ist.

Erst vor meiner Haustür entschlüpfte ich dem Schirm und bedanke mich für die Begleitung der Studentinnen auf meinem Gang in die Stadt.



Buchpremiere Von der Rückseite des Mondes, Bonn, Brotfabrik, mit Xiaojie Chang, 2019

Nachwort

Von Windflüchtern und Luftgängerinnen

Monika Littaus Werk ist vielseitig und wuchert, wohin es die pulsierend-neugierige Autorin treibt. Es kreist um Natur und Vergänglichkeit, um Weiblichkeit inklusive Tochter- und Mutter-Sein, um das Eintauchen mit ganzem Körper und allen Sinnen ins flüchtige, schillernde, pralle Leben. So heißt es im Gedicht »Die nahen Bäume fliegen jetzt«: »im ratternden rauschen/ das knistern der brötchentüten ...«. Damit sind die Gegensätze umfasst, die ihr Schreiben ausmachen: einerseits die gespannte Aufregung im Unterwegssein, andererseits der oft banale Alltag. Es geht um das Ausbalancieren verschiedenster Welten, um Anpassung und Adaption. Um das Greifen des fast Vergessenen, es ins Licht zu halten, bevor es verschwindet. »du träumst dir die Erde beständig/ aber kein Korn bleibt/ hier auf dem anderen ...« schreibt sie im Gedicht »Windflüchter«. Zur thematischen Vielseitigkeit passt das Switchen zwischen den unterschiedlichen Formen und Gattungen der Literatur: Lyrik, Kurzprosa, Reisebericht, Essay, Kinderbuch, Roman etc.

Inmitten aller Flüchtigkeit steht die Frau. Viele Erzählungen drehen sich um noch immer tabuisierte »Frauthemen«: Menstruation, Wechseljahre, Schönheitsdiktate. Oft ist der Körper selbst im Zentrum. Auch Rivalitäten unter Freundinnen und familiäre Verstrickungen spielen eine Rolle. Monika Littau weiß um weibliche Anpassungsstrategien, um das Sich-Verbiegen und oftmalige Scheitern, wenn frau versucht, in Männerdomänen vorzudringen. Schließlich hat sie (1955 in eher bescheidenen Verhältnissen im Ruhrgebiet geboren) sich ihr Schreiben hart erkämpft, widmete sich, als Alleinerziehende im

Schuldienst und anderen Brotjobs tätig, lange Zeit nur nebenher dem eigenen Schreiben. Erst 2007, als der Sohn auf eigenen Füßen stand, erlaubte sie sich den Sprung in die Selbstständigkeit als freie Autorin und Herausgeberin.

Im Lyrikband »über malungen« bezieht sie sich vor allem auf weibliche Künstler. Während sich Picasso, Chagall, Kandinsky ins kulturelle Gedächtnis eingebrannt haben, verblissen die Namen der Kolleginnen. »wenn sie [...] sich nicht den weg freigeschossen hätte/ sie wäre nicht/ ins leben gewachsen/ ins pralle leben/ in die tanzende fülle/ mit dieser bunten haut die immer zu eng/ an der etwas abperlen kann.« (für Niki de Saint Phalle). Wer die Autorin kennt, weiß, dass sie sich auch außerhalb des eigenen literarischen Schaffens für Kollegen und Kolleginnen und generell die Förderung von Literatur einsetzt – als Initiatorin von Projekten wie postpoetry, als Literaturreferentin im Kulturministerium NRW und als Leiterin des Westfälischen Literaturbüros in Unna, als Herausgeberin von Lyrik-Anthologien sowie als Sprecherin beim Verband deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen (VS) und in der Gesellschaft für Literatur in NRW.

Das Offen-durch-die-Welt-gehen zeichnet ihr Werk aus. Die Prosaminiaturen »Über die Rückseite des Mondes« (2019) sind inspiriert von ihrer Zeit als »Poet in Residence« an der Ocean University of Qingdao/ China; »Über die Welt von unten« (1983) entstand durch Aufenthalt in Sri Lanka. Das Interesse an der sehenden Sintiza Buchela (Roman 2020) ergab sich zunächst über den gemeinsamen Wohnort (Bonn), führte sie zwecks Recherche u.a. nach Frankreich. Andere Geschichten spielen im Ruhrgebiet der Nachkriegszeit (»Die Farbe grau«). Monika Littau folgt dem Fluss des Lebens, beobachtet sehr genau und stellt sich den Erkenntnissen mit oft schmerzhafter Einfühlsamkeit.

Ein besonders persönliches Projekt ist »Über Vergessen, Tod« (2021). In lyrischer Prosa spürt die Autorin dem Altern der Eltern nach, gibt der Demenz und dem Davongleiten Worte, findet Bilder für Peinlichkeiten und Ängste. Auch hier geht viel über den Körper. Die Finger des Vaters sind »knochig und gezeichnet/ von tiefen Falten und Riefen, eine Handlandschaft/ mit Kerbtälchen, Bergen und goldenem Ehering«, die Mutterhände »geschickt, eilig und immer in Bewegung«. Bald verwandelt sich die Mutter in eine »Luftgängerin«, wird »dünnhäutig« und »körperlos«. »Schon vor Jahren hast du geträumt, dass du/ die Mutter huckepack auf dem Rücken trägst.« Da ist die Autorin vollkommen Tochter und gleichzeitig Protokollführerin. Sie dokumentiert und fühlt nach, nähert sich an und zieht sich zurück, um Respekt zu wahren. Ich bin sehr gespannt, wohin es sie als nächstes treibt.
Marion Gay im Juni 2022

Werkverzeichnis

Selbständige Veröffentlichungen:

- Gedichte (zus. mit Marianne Hoheisel), Am Erker (Literaturzeitschrift), Sonderheft 2, Münster 1979.
- Wo du die Welt von unten sehen kannst. Sri Lanka - Ein Textzyklus, Weißenburg (Kanalpresse) 1983.
- Kulturelle Jugendbildung zwischen Programmatik und Professionalität (zus. mit M. Kolfhaus und W. Swoboda), Opladen (Westdeutscher Verlag) 1986.
- Trümmerfrauen, Theaterstück (zus. mit G. Koch), Dortmund (Theater Fletch Bizzel) 1987.
- Der Goldfisch. Lyrikvideo, Dortmund 1988.
- Immer schön hinten anstell'n, Madame, Hörspiel (zus. mit G. Koch), WDR, 9.5.1988.
- Arbeitshilfe Seniorenkultur (zus. mit G. Koch), Dortmund (KulturKooperativeRuhr) 1990.
- Paula Jagemann, Feature (zus. mit Gisela Koch), WDR Radio Dortmund 1991.
- Paare pur und Plagiate. Lyrik und Prosa in vier Monden, Dortmund (Vorsatz Verlag) 1992.
- Himmelhunger – Höllenbrot. Erzählung, Dortmund (Vorsatz Verlag) 2000.
- Alphabeta in Alphabettanien. Erstlesebuch mit Spielebelegtheft, Vechta (Geest-Verlag) 2007.
- Beim Überschreiten des Taupunkts. Gedichte, Bochum (Brockmeyer Verlag) 2011.
- Vom Sehen und Sagen. Die Buchela. Ein Biografieroman, Bochum (Brockmeyer Verlag) 2012.
- Fritzi findet. Kinderbuch, Berlin (Autumnus-Verlag) 2013.
- Ich bin bunt, e-book, Saarbrücken (Chichilly) 2013.
- über malungen. Gedichte, Düsseldorf (Edition Virgines) 2016.
- Nicht APO und nicht Mafia. Die Buchela sagt aus, Live-Hörspiel, Premiere 02.04.2017.

Freiheit für Amila. Weltreise Sri Lanka (Kinderroman), Düren (Dix) 2017.
Auf der Rückseite des Mondes. Chinesische Miniaturen, Schiedlberg Österreich (Bacopa), 2019.
Die sehende Sintiza. Buchela - Pythia von Bonn, Zell/Mosel (Rhein-Mosel-Verlag) 2020.
Manchmal oben Licht. Ein Elternabschied in VII Stationen, Dortmund (edition offenes feld), 2021.

Herausgegebene Veröffentlichungen:

Wolfram Dorn, Erinnerungen. Die Schriftsteller aus Ost- und Westdeutschland im Vereinigungsprozess (zus. mit Volker W. Degener), Münster (Damwerth Verlag) 2013.
postpoetry.NRW – Poesiebotschaften aus fünf Jahren, Düsseldorf (Edition Virgines) 2015.
bis die Smartie-Ampel auf Grün springt. postpoetry.NRW. Poesiebotschaften aus fünf Wettbewerbsjahren 2015-2019. Gedichte für den Unterricht, Düsseldorf (Edition Virgines) 2020.
Lesebuch Sabine Deitmer. Nylands Kleine Westfälische Bibliothek, Bielefeld (Aisthesis) 2022.

Viele Beiträge in Anthologien und Zeitschriften:

beispielsweise in/m: Jahrbuch für Lyrik, Stadt Land Fluss 111 Dichterinnen und Dichter aus Nordrhein-Westfalen, der Edition Lyrik-Salon, Preis für politische Lyrik, Vernetze, Lyrik der Gegenwart (Feldkircher Lyrikpreis), Ost-ragehege, Wortschau

Übersetzungen:

ins Englische, Tschechische, Arabische

Literatur über die Autorin und Selbstauskünfte:

Degener, V.W./H.E. Käufer (Hrsg.): Sie schreiben in Bochum. Biobibliographische Daten, Fotos und Texte, Duisburg (Gilles & Francke) 1980.

Aktoprak, Levent: Portrait Monika Littau. Literarisches Abendjournal, Radio Dortmund, 16.3.1987.

Alltagskonflikte, 4.12.1989, WDR II, »Ich will alles: Kunst und Kind«

Autorenportrait, in: Literarische Portraits. 163 Autoren in Nordrhein-Westfalen, hrsg. von Peter K. Kirchhof, Düsseldorf (Schwann Verlag) 1991.

Degener, V.W./H.E. Käufer (Hrsg.): Schreiben in der Metropole Ruhr, Texte, biobibliografische Daten und Fotos von 48 Autorinnen und Autoren, Essen (Klartext) 10/2009.

Monika Littau: ÜBER MALUNGEN. Überlegungen zum Verhältnis von bildender Kunst und Lyrik, Vortrag gehalten bei den Sächsischen Literaturtagen, Zwickau 2015.

Künstlerportrait Monika Littau, NRWision, 18.09.2018.
Stephanie Müller, Interview mit Monika Littau, März 2020, <https://stephaniemueller.net>

»Dass errungene Kultur-/Literaturstrukturen nicht verloren gehen«. Monika Littau, Schriftstellerin, in: Literatur outdoors - Worte sind Wege, hrsg. von Walter Pobaschnig, 27.02.2021.

Besprechungen zuletzt:

Franke, Jana: Monika Littau: Von der Rückseite des Mondes, Potsdam, 05.09.2019.

Hürková, Klara: Dem Geheimnis näher kommen (zu: »Die Rückseite des Mondes«), Fixpoetry. Wir reden über Literatur, Hamburg 08.02.2020 (und auf der Verlagsseite https://bacopa-verlag.at/produkte/von-der-rueckseite-des-mondes#flipbook_container_1/).

Spyra, Michael, Über Vater muss los, in: Dichtungsring 60, Anthologie zum 7. Bonner Literaturpreis, 11/2021, S. 7.

Bernhardt, Alexandra: Über Vater muss los, in: Dichtungsring 60, Anthologie zum 7. Bonner Literaturpreis, 11/2021, S. 8.

Engels, Matthias, Rezension »Manchmal oben Licht«, in: Die sentimentale Eiche. Das literarische Blatt aus Westfalen, Nr. 3, 2022.

Birkholz, Rolf, So viele Kerzen, wie du bräuchtest. Zu »Manchmal oben Licht«, in: Am Erker Nr. 82, April 2022.

Wartmann, Ursula Maria: Ein Elternabschied. Monika Littaus »Manchmal oben Licht«, in: faust-kultur, 14.05.2022.

Textnachweise

ÜBER SCHREITEN des Taupunkts

alle Gedichte in: »BEIM ÜBERSCHREITEN DES TAU-PUNKTS«. Gedichte, Bochum (Brockmeyer) 2011, S. 25, 23, 24, 26, 22, 15, 16, 17, 11, 13, 58.

ÜBER MALUNGEN

pass bild in: Jahrbuch für Lyrik 2022, hrsg. von Matthias Kneip und Nadja Küchenmeister, Frankfurt a. M. (Schöffling) 2022, S. 90f.

glatt und glänzend in: in: Körperbilder, Intimität - Dekonstruktion – Interaktion, Sonderausgabe der Zeitschrift Wortschau, hrsg. von Johanna Hansen und Wolfgang Allinger, in Zusammenarbeit mit dem Wilhelm-Hack-Museum in Ludwigshafen, Neustadt/Weinstraße 2022, S. 42.
blau, gefühl verholzt, auf dem ast, und nüsse, Little Joan, schnirkelschnecke, prall, Rosebud, Good Vibrations, steinzeit, in: über malungen. Gedichte, Düsseldorf (edition virgines) 2016, S. 9-16, 56, 60, 36-39.

ÜBER WACHSEN

Paulas Grüße, in: Befunde X. Beispiele moderner Kurzgeschichten und Kurzprosa. Texte des Internationalen Kurzgeschichten-Wettbewerbs 1987, Arnsberg 1988, S. 54-58.
Himmelhunger – Höllenbrot. Auszug aus der gleichnamigen Erzählung, Dortmund (vorsatz verlag) 2000, S. 48-53.

All's Well! in: Ruhrgebietchen. Was deine Kinder an dir lieben und was nicht, Bottrop (Henselowsky Boschmann) 2018, S. 162-170.

Gesucht – gefunden, in: Noch mehr Schoten. Neue Geschichten aus'm Pott, hrsg. von Heike Wulf, Dortmund (Schreiblust-Verlag) 2012, S. 46-55.

Drehbuch, in: Kuli. Zeitschrift für Kunst & Literatur, Bonn, 10/2017, S. 4-8.

ÜBER VERGESSEN, TOD

alle Texte in: Manchmal oben Licht, edition offenes feld (Norderstedt) 2021, S. 14-14, 31-43.

ÜBER GESCHICHTE, GESCHICHTEN

Die sehende Sintiza. Buchela, Pythia von Bonn, Zell/Mosel (Rhein-Mosel-Verlag) 2020, S. 9-16 und S. 147-150.

Ballade von Gertrud P. und ihrer Tochter Franzisika, in: Preis für politische Lyrik 2015, Berlin, edition bodoni2016, S. 51-56.

Die Farbe grau, in: Förderungspreis des Landes Nordrhein-Westfalen für junge Künstler `88, hrsg. vom Kultusminister NRW, Düsseldorf 11/1989, S. 20-21.

Winni, in: Nachts fällt mir so viel ein...Geschichten aus der Lebensgeschichte alter Menschen, Dortmund (Kultur Kooperative Ruhr) 1989, S. 57-63.

Bauern und Bombenweiber, in: Die Kirschen der Freiheit, hrsg. von Klaus Swatzina, Dortmund 1989, S. 48-49.

ÜBER DIE WELT VON UNTEN

alle Texte in: Wo du die Welt von unten sehen kannst. Sri Lanka – ein Textzyklus, Weißenburg 1983, S. 5, 7, 9, 11, 13, 14-15, 17, 26-29.

ÜBER DIE RÜCKSEITE DES MONDES

alle Texte in: Von der Rückseite des Mondes. Chinesische Miniaturen, Schiedlberg/AT (Bacopa) 2019, 13-15, 18-19, 22-24, 25, 27, 28.



Bei der Verleihung des Bonner Literaturpreises, 2021

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd.

68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114).